

Editorial

Sabine Hödl

Das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ ist für das Gesamtwohl und weitere Bestehen unseres Volkes eine Notwendigkeit. So steht es in Alfred Vogels „Erblehre, Abstammungs- und Rassenkunde in bildlicher Darstellung“ aus dem Jahr 1939. Dieser Satz gibt prägnant wieder, dass es den NS-Machthabern nicht nur um Gebietserweiterung und Machtanhäufung ging, sondern dass sie für ihre und die nachfolgenden Generationen festlegen wollten, wer und was erhaltenswert sei bzw. wer und was vertrieben, vernichtet und ermordet werden sollte. Das dahinterliegende Gedankenkonstrukt vom „minderwertigen“ Leben spiegelt sich in den unterschiedlichen NS-Mordprogrammen wider.

Philipp Mettauer behandelt im einleitenden Beitrag die Rolle der „Heil- und Pflegeanstalt“ Mauer-Öhling bei Amstetten als Ort von NS-Medizinverbrechen und geht im Speziellen auf die Rolle einzelner Ärzte ein, deren Tätigkeit in diesem Ausmaß bisher nicht bekannt war. *Das Mordgeschehen war eingesponnen in eine auf Dauer gestellte Organisation der Betriebe und Werkstätten, der Verrichtungen auf Stationen, in der Küche, der Nähstube usw.* So werden in Christoph Schneiders Artikel die Vorgänge in der Tötungsanstalt Hadamar beschrieben. Er zeigt auf, dass auch das Morden alltäglich werden konnte und dass Menschen nur noch als nützlich oder unnütz klassifiziert wurden.

Schloss Hartheim war von 1940 bis 1945 eine der insgesamt sechs Tötungsanstalten der NS-Euthanasieaktion „T4“. Florian Schwanninger zeichnet den schwierigen Weg nach, bis den Opfern ihre Namen zurückgegeben wurden, somit Gedenken möglich und schlussendlich auch erwünscht war.

Zwei Jahre lang setzten sich Schülerinnen und Schüler der Fachschule Amstetten, Aufbaulehrgang Wirtschaft, mit Unterstützung eines Teams des Injoest mit der Geschichte des Landesklinikums Mauer während der NS-Zeit auseinander. Gemeinsam konnten

Geschichten von Opfern und Tätern rekonstruiert und der Weg für ein gebührendes Erinnern an die zahlreichen Opfer geebnet werden. Wolfgang Gasser schildert nicht nur die fruchtbare Zusammenarbeit, sondern vermittelt anhand von Fallbeispielen auch die ganz unterschiedlichen Schicksale der Getöteten.

Da es bisher nur spärliche Informationen zur psychiatrischen Ambulanz des Rothschild-Spitals von 1938–1945 gab, hat sich Christoph Lind eingehender damit befasst. Diese Einrichtung versuchte nach Kräften, jüdische Psychiatrie-Patientinnen und Patienten vor dem Zugriff der Handlanger des NS-Euthanasieprogramms zu schützen.

Das erste von drei Fallbeispielen zur Thematik behandelt Claudia Spring in ihren Ausführungen zum Fall der Elisabeth S., die sich *mehr als vier Jahre erfolgreich gegen ihre angeordnete Zwangssterilisation wehren* konnte und damit den Maßnahmen der Vollstrecker des „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ entging. Robert Parzer wiederum zeigt in seinem Beitrag, dass Moszek Checinski als Patient des psychiatrischen Krankenhauses in Warta keine Chance hatte zu überleben, er wurde von *Mitgliedern des Sonderkommandos Lange am 3. April 1940 aus der Anstalt abgeholt und in einem nahe gelegenen Waldstück im Gaswagen ermordet*. Einen glücklicheren Verlauf nahm die Geschichte von Nina Frank, die mit Trisomie 21 geboren worden war. Aufgrund des raschen Handelns ihrer Großmutter und der betreuenden Kinderschwester konnte sie gerettet werden, wie Elizabeth Baum-Breuer in ihrer Erzählung verdeutlicht.

Jeder Mensch ist wertvoll, meine Großmutter war es auch. Wir müssen alles daransetzen, dass solche Gräueltiefe nie mehr passieren. Diese Worte von Hans Koranda, Enkel der in Hartheim ermordeten Maria Eder, zeigen deutlich, wie wichtig es ist, die Morde nicht zu verschweigen und zu vergessen.

Leben in der

Christoph Schneider



Knapp ein Jahr nachdem der letzte Transport der „Aktion T4“ nach Hadamar gekommen war, ging man daran, die Anstalt wieder für die Aufnahme von Patientinnen und Patienten herzurichten. Betten, die man 1941 nicht gebraucht hatte, wurden herangeschleppt, ebenso Matratzen und Strohsäcke. Die Anstalt wurde durch Transporte am 13. und 14. August 1942 mit 126 Männern aus Bremen-Ellen und am 18. August mit etwa 368 Frauen aus Kloster Hoven wieder belegt.¹ Am 15. August starb der erste Patient, ein Mann aus Bremen. Es begann die sogenannte zweite Mordphase. Obwohl die Belegung der Anstalt von den Verantwortlichen als Wiederbeginn eines

nun anders zu organisierenden Tötungsbetriebs aufgefasst wurde, verfuhr man, was den Umgang mit den Leichen anging, seltsam sorglos. Die Toten wurden auf dem Dorffriedhof von Hadamar beerdigt. Erst Ende August wurde bei der Kreisverwaltung ein Antrag auf Genehmigung eines eigenen Friedhofs auf der Anhöhe hinter der Anstalt gestellt. Die Zusammenarbeit mit den lokalen Behörden gestaltete sich unproblematisch, trotzdem wurde das Areal belegt, bevor die amtsärztliche Unbedenklichkeitsbescheinigung erteilt worden war. Das Streben nach einer formalen Deckung relativierte sich am Primat, mit den Patientenmorden zügig fortzufahren.

Tötungsanstalt



Eine Gruppe älterer Überlebender bei der Essenszubereitung in der Anstalt Hadamar. Foto des amerikanischen Militärfotografen Troy A. Peters, 5. 4. 1945
© United States Holocaust Memorial Museum mit freundlicher Genehmigung von Rosanne Bass Fulton

Linke Seite: Ansicht der Anstalt Hadamar. Foto des amerikanischen Militärfotografen Troy A. Peters, 7. 4. 1945 © United States Holocaust Memorial Museum mit freundlicher Genehmigung von Rosanne Bass Fulton

Theophil Henning

Theophil Henning war im ersten Transport aus Bremen. Dieser wurde von jener Abteilung der „Zentraldienststelle“ in der Tiergartenstraße 4 organisiert, die schon 1941 zuständig gewesen war. Hennings Pflegekosten wurden von der „Zentralverrechnungsstelle“ im gleichen Haus abgerechnet – wie bei allen bezirksfremden Patient/innen der zweite Mordphase in Hadamar. Die internen Abläufe jedoch waren nun in das organisatorische Belieben der Verantwortlichen vor Ort gestellt, ebenso die Selektionsentscheidungen. Theophil Henning gelang es, zwischen Dezember 1942 und

Mai 1943 insgesamt sieben Postkarten aus Hadamar an einen befreundeten Handwerker in Wesermünde zu versenden. *Lieber Gustav! [...] Von 127 Personen, die von Ellen hier angekommen sind, liegen bloss 82 auf dem Anstaltsfriedhof, da kannst Du Dir einen Begriff machen, also noch 45 über bis jetzt, wenn das so weiter geht kommt kein einziger mehr zurück, es sterben hier bald mehr als Soldaten im Felde. Die Aufgezählten sind nur Männer, die Frauen und Mädchen sind mindestens noch mal soviel. Von den 82 waren viele als Kuhlengräber und Leichenträger hier beschäftigt. Wenn Du glaubst, dass Du allein soviel Arbeit hast, da irrest Du Dich aber, hier sind nur noch 5–6 Pfleger, die Arbeit machen alle die Patienten.*²

Zentrale Motive der Alltagsverhältnisse in der Tötungsanstalt Hadamar sind hier angesprochen: die in der Regel kurze Überlebensfrist, die geringe Zahl an Pflegern und Schwestern, die Bedeutung der Arbeitsstätten für die Patient/innen. Auch die Nähe, die sich durch die Arbeit zu Personen und Einrichtungen im Ort ergab, deutet Henning an: *In ganz Hadamar gibts keinen Schmied oder Schlosser mehr. Viele kommen zu uns, auch Bauern aus der Umgegend um Tat und Hilfe zu holen. Wir sind hier eben alles, nur Pferdebeschlag haben wir noch nicht gemacht. Radiogeräte kommen auch zu uns in die Reparatur, das heisst, wenn sie nicht schon lieber auf den Radiofriedhof gehen, wir sind auch nur Kurpfuscher manchmal.*³ Die letzte Karte erreichte ihren Adressaten am 26. Mai 1943: *Viele müssen in der Stadt schon bei Privatleuten arbeiten. Muss plötzlich Erdarbeiten machen. Viele Grüsse auch an alle Freunde und Bekannten dort.*⁴ Am Tag zuvor war Theophil Henning nach zehn Monaten in Hadamar ermordet worden.

Bis zur Befreiung Hadamars am 26. März 1945 haben weit über 4.000 Patient/innen in der Anstalt gelebt, die meisten von ihnen nur wenige Tage oder Wochen, manche aber auch Monate oder Jahre. Insgesamt ist über das Leben in der Tötungsanstalt Hadamar, über die Binnen- und Alltagsverhältnisse, wenig bekannt. Dies gilt generell für die Zustände und Vorkommnisse in den Anstalten des Deutschen Reichs zwischen 1942 und 1945. Das liegt unter anderem daran, dass die überlebenden Patient/innen nach dem Krieg keine Sprechposition erlangten. Zudem hatten weder die Tatbeteiligten noch die Einwohner im Ort, – die häufig Nutznießer der Patientenarbeit und Mitwisser der Morde waren –, ein Interesse daran, die Verhältnisse zu schildern. Für Hadamar öffnet sich ein kleines Fenster, wenn die Tatzeitpunkt-nahen Zeugenaussagen aus den Verfahrensakten des Nachkriegsprozesses herangezogen werden. Aus den Vernehmungsprotokollen, insbesondere aus den Aussagen und Berichten von Überlebenden, lassen sich außerdem Einsichten gewinnen.



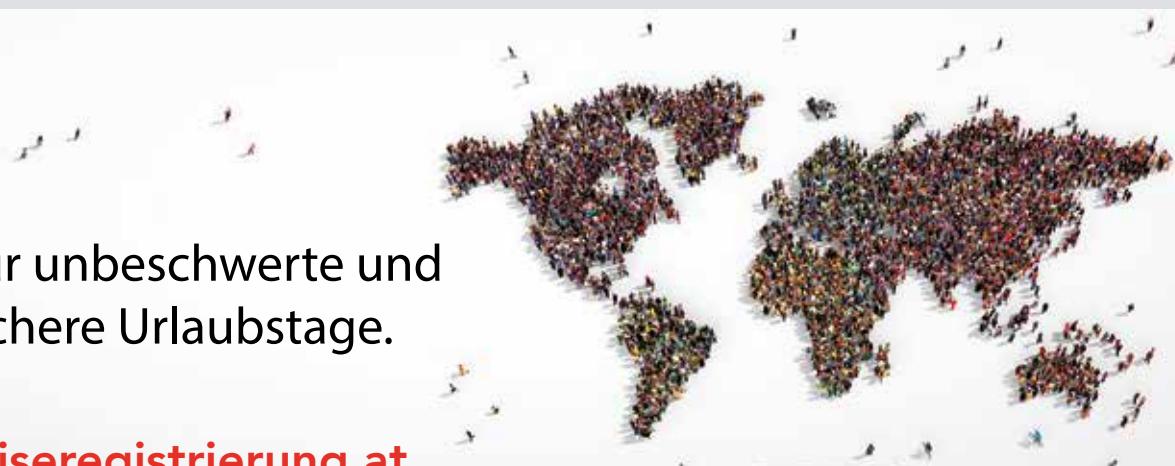
Ein Überlebender der Anstalt Hadamar verabschiedet sich von Major Herman Bolker, Mitglied des Kriegsverbrechen-Untersuchungsteams in der Anstalt. Der Überlebende war aufgrund seiner gegen die Nazis gerichteten Ansichten nach Hadamar gebracht worden. Foto des amerikanischen Militärfotografen Troy A. Peters, 5. 4. 1945 © United States Holocaust Memorial Museum mit freundlicher Genehmigung von Rosanne Bass Fulton

Die Anstalt

Walter Höger wurde nach einem Aufenthalt im Kalmenhof (Idstein) und in Scheuern 1944 nach Hadamar gebracht. Er kam zunächst auf das anstaltseigene Hofgut Schneppenhausen. Es liegt etwa einen Kilometer entfernt und war immer in Betrieb, auch während der Gasmorde von Januar bis August 1941 und der einjährigen Pause. Der räumliche Abstand zur Anstalt war gleichbedeutend mit einer höheren Überlebenschance. Eine Gewähr bot der Aufenthalt dort dennoch nicht. Zwar war das Hofgut auf die Patientenarbeit angewiesen, aber *wenn einer der Zöglinge sich nur eine Kleinigkeit zu Schulden kommen liess, wurde dieser sofort mit einem anderen ausgetauscht.*⁵ Höger hatte aufgrund seiner Tätigkeit Einblick in die Vorgänge auf dem Friedhof. Mit der Hand wurden tiefe Gruben ausgehoben, um mehrere Leichen auf wenig Raum begraben zu können. Die Toten wurden zunächst in den Keller getragen, bis genug beisammen waren, um eine Grube zu füllen.

Gegen 18.00 Uhr wurden diese Leichen dann in eine Kiesgrube getragen, die etwa 150–200 Meter neben der Anstalt lag. Von den Zöglingen wurden vorher die Massengräber ausgehoben, die auch eine bessere Verpflegung erhielten, diese wurden aber nach etwa 5 Wochen wieder ausgewechselt, da diese immer sehr schnell einen Ausschlag bekamen. Der Friedhof (Kiesgrube) konnte von den Stadtbewohnern eingesehen werden.⁶ In der Schwebe bleibt, ob der Ausschlag tatsächlich eine Hautreaktion meint oder eine Metapher ist für den Schrecken dieser Arbeit. Übergangslos schließt sich die Bemerkung an, dass der Friedhof von der Stadt aus gesehen werden konnte. Damit ist gleichermaßen die Notwendigkeit der Tarnung – das Begraben in den Abendstunden – angedeutet, wie eine Klage über die indifferente Haltung der Stadtbewohner/innen.

Höger streifte auch das Thema Flucht, dass sich ihm und anderen gestellt haben muss. *Wenn sich einmal ein Häftling aus dem Lager entfernte, so wurden sehr strenge Maßnahmen verhängt.*⁷ Seine Schilderun-



Für unbeschwerter und
sichere Urlaubstage.

reiseregistrierung.at

Damit wir Sie auch im Ernstfall erreichen können.



Informationen zu Ihrem Urlaubsziel finden Sie unter:

www.reiseinformation.at

Ein Service des Außenministeriums

Bitte beachten Sie: Die Reiseregistrierung ersetzt nicht die Eigenverantwortung!
Bei Notfällen im Ausland sind wir jederzeit unter +43-1-90115-4411 für Sie erreichbar.



Gratis App-Download
zur Reiseregistrierung



 Bundesministerium
Europa, Integration
und Äußeres

gen bewegen sich im Bild des Lagers, manchmal spricht er von Zöglingen, der Jargon der Fürsorgeämter, der im Kalmenhof dominierte, kaum von Patienten. Auch in anderen Aussagen ist wie selbstverständlich vom Lager oder vom KZ die Rede. Tatsächlich ähnelten die Abläufe in Hadamar in diesen Jahren in gewisser Weise dem Geschehen in vielen Konzentrationslagern: Menschen mussten unter erbärmlichen Bedingungen und der ständigen Todesdrohung Arbeit leisten, die die Versorgung der Gruppe einschloss. Im Unterschied zu den Lagern wurden diese Orte nicht eigens erbaut, es ging in der Summe um weniger Personen und geringere Arbeitsleistung. Auch waren keine Industriebetriebe einbezogen. Allerdings war die Chance zu überleben weit geringer.⁸

Räumliche Ordnung

Zuerst war es ein rechtes Durcheinander, wir hatten erst gar keine richtige Übersicht über die Kranken. Die Betten wurden belegt, daß jeder ein Bett hatte und Herr Ober-

medizinalrat fing an, hat aussortiert, was unrein, unsauber war, daß die auf andere Stationen kamen. Wir hatten so viele Bettläger, daß man morgens gar nicht in den Saal treten konnte, Pfützen lagen herum, Kot wurde herumgeworfen.⁹ Stationsschwester Lydia Thomas schilderte dem Gericht die Wiederbelegung der Anstalt. Dabei evozierte sie jenen Ekel vor dem unreinen Irrsinnigen, der die Anstaltspsychiatrie seit der Jahrhundertwende begleitete und hier die Funktion hat, Empathie mit den Opfern im Keim zu ersticken. Zuerst war es ein rechtes Durcheinander, aber dann wurde eine Ordnung eingeführt. Von nun an bildeten sich die Überlebenschancen in der räumlichen Struktur der Anstalt ab. Der alte Hauptbau hat zwei Stockwerke und zwei Gebäudeflügel, früher als Frauen- und Männerflügel definiert. Den Überblick hatte Oberschwester Irmgard Huber: Es gab vier Stationen in der Anstalt: [...] 1a war die Station für arbeitende Kranke, da kamen z. T. die Kranken herein, die noch arbeitsfähig waren; was noch einigermaßen war, hat man in die Station 1a getan.¹⁰ Die von Lydia



Der Militärfotograf der 28. Infanterie-Division der 1. US-Armee, Lt. Alexander J. Wedderburn, befragt ältere Überlebende in der Anstalt Hadamar. Foto des amerikanischen Militärfotografen Troy A. Peters, 5. 4. 1945 © United States Holocaust Memorial Museum mit freundlicher Genehmigung von Rosanne Bass Fulton

Thomas geleitete Station 1a lag im Erdgeschoss des „Frauenflügels“ (Ostflügel). Sie bekam die sauberen, die arbeitsfähigen Patientinnen. Ob es eine ähnliche Verräumlichung der Überlebenschancen bei den Männern gegeben hat, ist nicht bekannt.

Obwohl sie bemüht waren, vor Gericht einen guten Eindruck zu hinterlassen, ist unschwer am Duktus zu erkennen, dass hier Täterinnen sprachen. Der Arzt habe ihr gesagt, sie solle die besten Kranken aussuchen und auf die Arbeitsabteilung tun, berichtete Oberschwester Huber. *Die Kranken arbeiteten teils in der Nähstube, einige in der Waschküche, für Hausarbeiten usw., da haben wir sie hingetan. [...] Ich habe die Kranken mir angesehen, habe versucht, nach Krankengeschichte usw. Man konnte auch immer einigermaßen sehen, was war.¹¹* Hubers Schilderungen wollten geregelte Abläufe evozieren. Nachfragen nach Handlungen jenseits dessen – eigenmächtige Entscheidungen, eigenhändige Tötungen – wurden von ihr stets verneint.

Die Vernichtung nahm eine räumliche Ordnung an: *Die Kranken starben nicht auf meiner Abteilung, die kamen herüber auf die andere Abteilung. Da war so ein kleines Zimmer, da kamen die Patienten herein.¹²* Aber nicht immer hatte man dort schon Platz geschaffen: *Bei neuen Transporten ist es allerdings öfters vorgekommen, dass auch bettelgerische und schmutzige Kranken mir überwiesen wurden.¹³* Also nahm auch Lydia Thomas ihr „kleines Zimmer“ in Benutzung. Dort wurden überdosierte Medikamente, zumeist in Tablettenform verabreicht, die dazu führten, dass der Patient/die Patientin zunächst in einen Dämmerschlaf fiel und nach kurzer Zeit starb.

Die geringe Zahl des Personals gab der Arbeit von Patient/innen für die Aufrechterhaltung der Betriebe wie der Stationen eine enorme Bedeutung. Deshalb bekamen die Arbeitspatient/innen zusätzliches Essen. *Sie waren nicht ganz so schlecht daran, wie die anderen.¹⁴* Nur sie konnten Hadamar überleben. Gearbeitet wurde auf dem Hofgut und in den Werkstätten: Schreinerei, Schlosserei, Gärtnerei. Die pflegerischen Arbeiten, soweit sie denn erbracht wurden, leisteten die Arbeitspatientinnen, dazu die Arbeit in der Küche, der Wäscherei, der Näh- und der Plättstube. Eine Männerdomäne war die Arbeit als Leichenträger und „Kuhlengräber“. Aber das waren nur die Arbeitsfelder, die organisatorisch vorgebildet waren oder sich aufdrängten. Darüber hinaus gab es reguläre und irreguläre Arbeitsverhältnisse aller Art. So wurde das

Kind der Schwester Judith Thomas – es kam im Sommer 1943 zur Welt – zeitweise von einer Patientin betreut.¹⁵

Immer stand die Möglichkeit zu arbeiten in einem Verhältnis zur Überlebenschance. Eine Frau aus dem Ort, die wegen der alliierten Luftangriffe aus Essen geflohen war, gab an: *Als ich 1943 nach Hadamar kam, konnte ich wegen meiner Gesundheit die Arbeit nicht tun. Da hat sie [Oberschwester Huber] mir eine Patientin besorgt, die kam wöchentlich 2–3 x. Wie oft hat sie mir gesagt, ich sollte die Gertrude herunterholen, auch wenn ich keine Arbeit hätte, [...] ich möchte sie herunterholen, sonst lebte das Mädchen auch bald nicht mehr.¹⁶*

Auguste Ferdinand, nominell seit Jahren in Anstaltspflege, faktisch immer außerhalb tätig, hat überlebt. Als sie nach der Befreiung polizeilich vernommen wurde, stand sie unter Aufsicht der Anstalt, arbeitete aber in der Bäckerei Steinhardt in Hadamar. Frau Göbel, eine Tochter des Hauses Steinhardt, erklärte, die Ferdinand sei fleißig, habe aber ständig Angst, dass sie nach der Anstalt zurück muss.¹⁷





Der Militärfotograf der 28. Infanterie-Division der 1. US-Armee, Lt. Alexander J. Wedderburn, besichtigt den Friedhof der Anstalt Hadamar, auf dem die Opfer in Massengräbern beerdigt wurden. Foto des amerikanischen Militärfotografen Troy A. Peters, 5. 4. 1945
© United States Holocaust Memorial Museum mit freundlicher Genehmigung von Rosanne Bass Fulton

Rechte Seite: Denkmalgeschütztes Hauptgebäude der psychiatrischen Klinik in Hadamar, Deutschland
© Volker Thies: commons.wikimedia.org/wiki/File:Hadamar_Psychiatriehauptgebäude.JPG

Periodisierung

In einer groben, gleichwohl erhellenden Periodisierung lassen sich die knapp zweieinhalb Jahre zwischen Herbst 1942 und März 1945 in vier Phasen unterteilen.¹⁸ Zwischen November 1942 und Frühjahr 1943 wurden in erster Linie Patient/innen aus früheren bezirksfremden Zwischenanstalten nach Hadamar gebracht (z. B. aus Uchtspringe, Altscherbitz und Waldheim).¹⁹ Sie hatten schon deswegen kaum Überlebenschancen, weil sie im Rahmen des Meldebogenverfahrens selektiert und nur wegen des Stopps der „Aktion T4“ nicht mehr ermordet worden waren.

Eine zweite große Gruppe von Patient/innen wurde ab Sommer 1943 aus den Großstädten Nord- und Westdeutschlands im Zuge der Räumung von Anstalten in bombenkriegsgefährdeten Regionen in mehrere Anstalten des Bezirksverbands Nassau verlegt. Darunter war eine große Gruppe aus Hamburg-Langenhorn. Diese Patient/innen wurden nicht nach Prüfung ihrer persönlichen Krankengeschichte auf Basis einer personenbezogenen Selektionslogik transferiert, sondern sie wurden nach Maßgabe katastrophemedizinischer Kriterien verdrängt. Oftmals hatten sie bereits geraume

Zeit in einer Einrichtung gelebt und sich in deren Arbeitsräumen und Werkstätten etablieren können, daher wurden aus dieser Gruppe einige Arbeitspatient/innen rekrutiert. Dennoch haben nur wenige überlebt, weil die Zeit bis zur Befreiung zu lang war.

Ab Sommer 1944 wurden in großer Zahl aus der Sowjetunion oder Polen stammende Personen aufgenommen, die für Industriebetriebe, Landwirtschaften und Handwerksbetriebe Zwangsarbeit hatten leisten müssen und krank geworden waren. Oberschwester Huber: *Eines Tages, etwa im Juli 1944, erzählte mir der Oberpfleger Ruoff, dass in der nächsten Zeit zahlreiche Russen und Polen in die Anstalt verlegt würden, die hier beseitigt werden sollten, da sie tuberkulosekrank seien. Er ersuchte mich, Platz für sie zu schaffen. Ich ließ hierauf einen Saal auf der Abteilung 1b auf Weisung von Klein räumen und für die Ausländer herrichten.*²⁰ Die Verlegung und Ermordung der zumeist somatisch kranken Zwangsarbeiter/innen ging auf eine Absprache zwischen der Gauleitung, dem Gauarbeitsamt und dem Bezirksverband zurück. Obwohl sie häufig jünger waren, konnte niemand von ihnen Arbeitspatient/in werden. Sie wurden am Tag der Ankunft (oder wenn sie spät am Abend ankamen, am Folge-



tag) ermordet, was gleichermaßen auf die „rassenbiologische“ Weltanschauung zurückzuführen ist wie auf die Ansteckungsgefahr, die von ihnen ausging. Die Zwangsarbeiter/innen wurden *und zwar auch die Frauen, von Ruoff und Willig durch Einspritzungen beseitigt.*²¹ Huber betonte die Ermordung der Frauen nicht, um sie als ungewöhnlich oder verwerflich zu kennzeichnen, sondern weil die Pfleger Heinrich Ruoff und Karl Willig sie töteten, und nicht, wie im Alltagsbetrieb der Anstalt, Frauen auf der Frauenstation von Frauen ermordet wurden.

Die letzte große Gruppe kam infolge bezirksinterner Verlegungen, beginnend Ende 1943 bis in die letzten Kriegstage hinein, nach Hadamar, wiederum motiviert durch die Umwandlung von Anstalten in Lazarette, d.h. dem Entzug von Anstaltsbetten zugunsten verwundeter Soldaten bzw. der Zivilbevölkerung. Mehrere Überlebende stammten aus diesen Transporten (insbesondere vom Herbst 1944), was sicher auch damit zu tun hatte, dass der Zeitraum bis zur Befreiung nicht mehr so lang war. Allerdings wurden zum Schluss auch Personen getötet, die aufgrund ihrer langen Überlebensdauer zu Mitwisser/innen geworden waren.

Alltag und Gemeinschaft

Es gab einen Alltag in Hadamar. Das Mordgeschehen war eingesponnen in eine auf Dauer gestellte Organisation der Betriebe und Werkstätten, der Verrichtungen auf Stationen, in der Küche, der Nähstube usw. Selbst beim Tötungsarzt klingt Routine an: *Die Todesfeststellung machte ich, aber ich machte das erst dann, wenn die Leute eben schon tot waren. Wenn sie im Keller waren, dann manchmal nachmittags noch, aber meistens war es so, daß ich morgens vor der Konferenz meine Tour machte, wenn überhaupt Leute da waren.*²²

Umfassende Darstellungen sind wegen der unbefriedigenden Überlieferungssituation kaum möglich. Nach der Befreiung ermittelte zunächst nur die US-amerikanische Militärbehörde wegen der nach Kriegsvölkerrecht zu ahndenden Ermordung der sowjetischen und polnischen Zwangsarbeiter/innen. Die Ermittlungen deutscher Behörden begannen offiziell im November 1945, faktisch erst im Februar 1946. Da waren viele Überlebende bereits nicht mehr in Hadamar anzutreffen, denn sie verließen die Anstalt im Sommer 1945, vielfach ohne auf eine ordentliche Entlassung zu warten.

Die soziale Struktur, die sich in der Patientengruppe gebildet hat, muss bedingt durch die hohe Fluktuation, durch unterschiedliche körperliche und psychische Voraussetzungen und durch Todesangst instabil gewesen sein. Insgesamt waren dies keine Bedingungen für ein solidarisches Miteinander: *Die eingelieferten Leute bekamen fast nichts zu essen! Morgens „Kaffee“. 40–50 gr. Brot. Margarine selten aufgekratzt. Mittags Gemüsewasser ohne Fett. Ich zählte auf meinem Teller drei Scheiben einer halben Karotte oder einen Suppenlöffel Sauerkraut! Kartoffeln gab es nur am Sonntag, 2–3 Stück pro Kopf! Der Gulasch, die einzige Fleischmahlzeit der Woche, bestand aus einer dünnen Mehlturke, 2–3 Bröckelchen Fleisch (2–3 qcm) wurden vor meinen Augen von dem „Kalfaktor“ Ackermann, einem in der Hilfsküche beschäftigten Geistesschwachen, weggestohlen. Ackermann (und auch ein gewisser Kron?, Frisör der Anstalt) fraßen jeweils 30–40 Personen das Samstagsfleisch weg. Ich schlug deshalb einen Riesenlärm!²³ Albert Bourda beschreibt den bekannten Kampf um die wenigen Nahrungsmittel in solchen Konstellationen. Den Küchensaal bewachte ein gewisser Hölzer oder Pölzer. Dieser „Kalfaktor“ war ein Muster von Rohheit. Er trat – alle Tage – mit den Stiefeln zu, wo er nur konnte!²⁴*

Jenseits der Macht des Stärkeren muss es noch etwas anderes gegeben haben. Margarete Meurer repeteierte bei ihrer Vernehmung zehn Namen von Patientinnen aus einem der letzten Weilmünster-Transporte. Noch im September 1947, nachdem es ihr gelungen war, Kontakt zu einer Angehörigen eines Überlebenden herzustellen, der nach der Befreiung dann doch starb, war sie bemüht, über diese den Angehörigen der Toten Mitteilungen zukommen zu lassen.²⁵

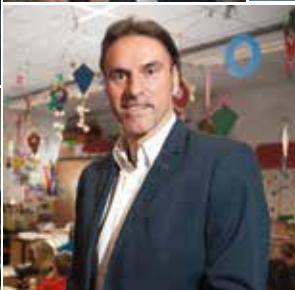
Franz Weil wandte sich im September 1945 an die Familie seines früheren Mitpatienten, um über dessen letzte Tage zu berichten: *Mit dem Karl Gletzgau war ich schon in Rödelheim in Verbindung. Er wurde auch ausgebompt [sic!] und kam nach Weilmünster M1 unten. Ich war oben. Wenn ich fortging, war er gleich bei mir, da hat [er] immer wieder erzählt von seiner Tochter deren Mann, welcher sehr reich wäre. Die Tochter würde jetzt den Garten bebauen. [...] Jetzt ist Gletzgau schon lang tot. Er lag bei mir im selben Zimmer. War vollkommen unklar im Kopf, wollte immer seine Schuh, damit er nach Rödelheim fahren könnte. Gletzgau und noch 2 Andere haben zu gleichen Zeit Schlafpulver bekommen, waren nach 2 Tage (sic!) tot.²⁶ Offenkundig hatten sich manche den Blick für das, was neben ihnen geschah, bewahrt.*

Das Geschehen in der Tötungsanstalt war zwischen August 1942 bis März 1945 in viele einzelne Handlungen aufgelöst und durch Adaption an Gepflogenheiten des täglichen Lebens normalisiert. Patient/innen wurden in massiver Weise zu den verschiedensten Arbeiten herangezogen. Teilweise waren Patientenarbeit und Vernichtungspolitik verschränkt, etwa beim Ausheben von Gruben und beim Leichentransport.

Anmerkungen

- 1 Für Kloster Hoven variiert die Angabe der Transportgröße geringfügig. Zu Bremen vgl. Gerda Engelbracht, Erinnerungsbuch für die Opfer der NS-Medizinverbrechen in Bremen. Bremen 2016, S. 22. Vgl. auch die Transportankündigung der Zentralverrechnungsstelle an Landesinspektor Klein vom 12.8.1942; HHSTA Wiesbaden, Abt. 461, Nr. 32061, Bd. 2, S. 85, sowie der Gemeinnützigen Krankentransportgesellschaft vom 7.8.1942; ebd., S. 89. Im Folgenden werden die Prozessakten nach Band- und Blattnummer zitiert. Außerdem wird die Terminologie der Quellen beibehalten, in denen von Schwestern und Pflegern die Rede ist.
- 2 Theophil Henning an Gustav Gerdes v. 8.12.1942, Bd. 6, Bl. 1091.
- 3 Ebd.
- 4 Ebd., Bl. 1092RS
- 5 Walter Höger, Vernehmung v. 18.12.1946, Bd. 6, Bl. 818.
- 6 Ebd., Bl. 818f.
- 7 Ebd., Bl. 820.
- 8 Ca. 10 Prozent der Patient/innen in Hadamar überlebten die 2. Mordphase.
- 9 Lydia Thomas am 25.2.1947, 2. Verhandlungstag, Bd. 7, Bl. 60.
- 10 Irmgard Huber am 25.2.1947, 2. Verhandlungstag, Bd. 7, Bl. 47.
- 11 Ebd., Bl. 49.
- 12 Lydia Thomas am 25.2.1947, 2. Verhandlungstag, Bd. 7, Bl. 60.
- 13 Lydia Thomas, Vernehmung v. 8.3.1946, Bd. 2, Bl. 141RS.
- 14 Christel Zielke am 27.2.1947, 3. Verhandlungstag, Bd. 7, Bl. 98.
- 15 „Ich hatte eine Patientin, die öfters mein Kind betreute. Daher weiß ich, daß diese Patientin sehr große Befugnisse eingeräumt bekam von Dr. Wahlmann.“ Judith Thomas am 3.3.1947, 4. Verhandlungstag, Bd. 7, Bl. 129.
- 16 Katharina Metzdorf am 10.3.1947, 7. Verhandlungstag, Bd. 7, Bl. 266.
- 17 Vgl. den Vermerk des Kriminalbeamten Löffler, Bd. 2, Bl. 67RS.
- 18 Ich folge hier weitgehend Georg Lilienthal, Von der zentralen zur kooperativen Euthanasie. Die Tötungsanstalt Hadamar und die „T4“ (1942–45). In: Maike Rotzoll u.a. (Hg.), Die nationalsozialistische „Euthanasie“-Aktion „T4“ und ihre Opfer. Paderborn 2010, S. 100–110. Wie jede Periodisierung kann sie nicht alle Vorgänge abilden, zudem gibt es Überlappungen.
- 19 Noch im August 1944 kamen neun Frauen aus Rothenburg/Wümme nach Hadamar, die am 5. August 1941 in die Zwischenanstalt Weilmünster überstellt worden waren.
- 20 Irmgard Huber, Vernehmung v. 7.1.1947, Bd. 6, Bl. 874.
- 21 Ebd.
- 22 Adolf Wahlmann am 24.2.1947, 1. Verhandlungstag, Bd. 7, Bl. 28.
- 23 Albert Bourda an die Behörden, Bd. 12, Bl. 132f.
- 24 Ebd. Bl. 134.
- 25 Vgl. Margarete Meurer an Gertrud Henrich v. 15.9.1947, Bd. 46, Bl. 241f.
- 26 Franz Weil an Familie Paridon v. 19.9.1945, Bd. 5, o.BI.-Nr.

Dein starker Partner!



[www.goed.at](#)



GÖD

GEWERKSCHAFT
ÖFFENTLICHER
DIENST

Gemeinsam jeden Tag
FÜR FAIRNESS

Horizonterweiterung. Das ist Kultur für mich.



Gemeinsam Schönes fördern.

Ob Malerei, Literatur, Tanz, Musik oder Film – Kunst kennt viele Ausdrucksformen. Gerade in Österreich ist die Kunst- und Kulturszene besonders reich und vielfältig. Mit der Förderung junger Talente und spannender Kunstprojekte wollen wir jedem die Möglichkeit geben, seinen Horizont zu erweitern. Weil uns Kultur wichtig ist.

Die Bank für alles,
was wichtig ist.

Bank Austria
Member of **UniCredit**

Der Umgang mit den Opfern der

Florian Schwanninger

In Schloss Hartheim, ca. 20 km westlich von Linz, befand sich eine der insgesamt sechs Tötungsanstalten der NS-Euthanasieaktion „T4“. Die Morde an psychisch kranken und behinderten Menschen mittels Kohlenmonoxid begannen in Hartheim im Mai 1940. Zuvor hatte das Gebäude seit dem Jahr 1898 als Betreuungseinrichtung für Menschen mit Behinderung gedient.¹

Als am 24. August 1941 die „Aktion T4“ – nach 1945 aufgrund ihrer Zentrale in der Tiergartenstraße 4 in Berlin so benannt – durch einen Befehl Hitlers eingestellt wurde, waren bereits über 18.000 Menschen in Hartheim ermordet worden. Sie waren psychisch kranke und behinderte Menschen aus allen Teilen des heutigen Österreich, aus Teilen Bayerns, den annexierten Gebieten der Tschechoslowakei („Sudetengebiete“) und Jugoslawiens („Untersteiermark“). Insgesamt fielen im Deutschen Reich 70.273 Menschen der „Aktion T4“ zum Opfer.²

Trotz der Beendigung dieser ersten Vernichtungswelle nahmen die Morde in der Tötungsanstalt kein Ende, denn zu diesem Zeitpunkt war in Hartheim bereits die Vernichtung von arbeitsunfähigen, kranken oder missliebigen KZ-Häftlingen unter dem Kürzel „Sonderbehandlung 14 f 13“ angelaufen.³ Außerdem ging rund ein Viertel des Personals nach dem „T4“-Stopp ins besetzte Polen und engagierte sich ab 1942 im Rahmen der „Aktion Reinhard“ – oftmals in leitenden Positionen – an der Ermordung der europäischen Jüdinnen und Juden.⁴ Das Morden in Hartheim wurde erst im November 1944 eingestellt. Bis dahin waren über 10.000 Häftlinge aus den Kon-

zentralisationslagern Mauthausen, Gusen, Dachau und Ravensbrück sowie Zwangsarbeiter/innen (sogenannte „Ostarbeiter/innen“) ebenfalls mittels Kohlenmonoxid vergast worden.⁵

Gedenken und Aufarbeitung in der frühen Nachkriegszeit

Nach dem Rückbau der Tötungsanlagen wurde Anfang 1945 im Schloss zur Tarnung ein Kinderheim eingerichtet, das rund ein Jahr bestand.⁶ Der harmlose Schein konnte jedoch nicht aufrechterhalten werden, denn bereits kurz nach der Befreiung begann im Juni 1945 ein „War Crimes Investigating Team“ der US-Armee mit der ersten Untersuchung der Jahre 1940 bis 1944.⁷ Der ausdrückliche Auftrag war dabei, die Verbrechen an alliierten Staatsbürgern aufzuklären und die Täter zu ermitteln. Die Morde an Deutschen (dazu wurden auch die Österreicher/innen gezählt) im Rahmen der „Aktion T4“ standen nicht im Fokus des Ermittlungsinteresses.⁸ Im Unterschied zur Tötung der Anstaltpatient/innen wurde die Ermordung der KZ-Häftlinge von den Alliierten als Kriegsverbrechen gesehen und sollte dementsprechend geahndet werden. Die Verfolgung der Täterinnen und Täter der „Aktion T4“ überließ man hingegen in der Regel den heimischen Gerichten, im Falle Österreichs den Volksgerichten. In den Verfahren in Linz wurden jedoch nur wenige in der Vernichtungsanstalt bedienstete Personen verurteilt. In den wenigen Fällen, in denen es zu einem Urteil kam, wurden geringe Freiheitsstrafen verhängt. Das einzige Todesurteil in Zusammenhang mit den Morden in Hartheim wurde

Alles Schweigen?

NS-Euthanasie zwischen Stigmatisierung, Verdrängung und Aufarbeitung



Schloss Hartheim, vermutlich in den 1960er Jahren © Archiv der Gesellschaft für Sozialinitiativen (GSI)

von einem US-Militärtribunal in Dachau ausgesprochen – ein Krematoriumsarbeiter der Tötungsanstalt wurde 1947 hingerichtet.⁹

Die Morde in Hartheim fanden zwar unmittelbar nach der Befreiung und auch noch in den ersten Nachkriegsjahren regionale und überregionale mediale Aufmerksamkeit, dennoch wurde in diesen Jahren, im Gegensatz zu anderen Orten des NS-Terrors in Oberösterreich, kein Zeichen des Erinnerns und Gedenkens an die ermordeten Menschen gesetzt.

Nachdem das Kinderheim Ende 1945 wieder an einen anderen Ort verlegt worden war, diente das Schloss als Wohnhaus, zuerst für Flüchtlinge und Vertriebene – sogenannte „Volksdeutsche“ – und ab 1954 für Hochwassergeschädigte aus der Gemeinde Alkoven. Der Eigentümer des Schlosses, der Oberösterreichische Landeswohltätigkeitsverein, wollte unmittelbar nach 1945 wieder die Betreuung von Menschen mit Behinderung aufnehmen, war aber aus unterschiedlichen Gründen dazu nicht in der Lage.¹⁰



Schloss Hartheim im Jahr 1940

© Karl Schuhmann/Dokumentationsstelle Hartheim

Bezeichnenderweise waren es Initiativen aus dem Ausland, die sich bereits früh für ein würdiges Gedenken an die Ermordeten einsetzten. Schon in den späten 1940er Jahren führten ausländische – vor allem französische – Organisationen Gedenkfahrten nach Österreich und auch nach Hartheim durch. Sie spielten, wie an anderen Orten der NS-Verbrechen in Oberösterreich, eine führende Rolle bei der Herausbildung einer Gedenkkultur an die Opfer des Nationalsozialismus. 1950 wurde schließlich in Hartheim durch den französischen Verband der ehemaligen Häftlinge und ihrer Angehörigen, der „Amicale de Mauthausen“, das erste sichtbare Zeichen des Gedenkens und Erinnerns, in Form eines steinernen Denkmals, gesetzt.¹¹

Das Denkmal wurde im Freien, an der Nordseite des Schlosses, errichtet. Der Innenraum wurde von dieser Initiative nicht berührt. Sehr zum Ärgernis der Besucher und der Angehörigen der Opfer nutzten die Schlossbewohner die früheren Tötungsräume als Abstellräume. Dieser Missstand, der noch lange andauern sollte, verursachte bereits früh regelmäßige Proteste und Interventionen von Seiten der Opferverbände und Angehörigen. So langten schon 1950 zum wie-

derholten Male Briefe beim oberösterreichischen Landeswohltätigkeitsverein ein, in denen *auf die Mißstände im Schloß hingewiesen* und die Schaffung einer Gedenkstätte eingemahnt wurde.¹² 1949 war es beim Besuch einer Gruppe der „Amicale“ sogar zu einer tatsächlichen Auseinandersetzung mit Bewohnern – zu dieser Zeit vertriebene bzw. geflüchtete „Volksdeutsche“ – gekommen, die im Schloss eine Hochzeit feierten.¹³

Das Beispiel Hartheim steht hier nicht alleine: In den 1950er und 1960er Jahren spielten die ausländischen Häftlings- und Opferorganisationen in Österreich allgemein eine tragende Rolle bei der Herausbildung bzw. Erhaltung einer Erinnerungskultur an die NS-Zeit. In Hartheim bedeutete dies, dass über Jahrzehnte de facto eine Hierarchie des Gedenkens entstand: Während sich der Fokus der ausländischen Organisationen auf die ermordeten KZ-Häftlinge der „Sonderbehandlung 14 f 13“ bezog, die zum Großteil aus den vom „Dritten Reich“ besetzten Gebieten stammten, spielten hingegen die rund 18.000 Opfer der „Aktion T4“ – wie erwähnt vor allem psychisch kranke und behinderte Menschen aus Deutschland und Österreich – lange Zeit kaum eine Rolle.¹⁴

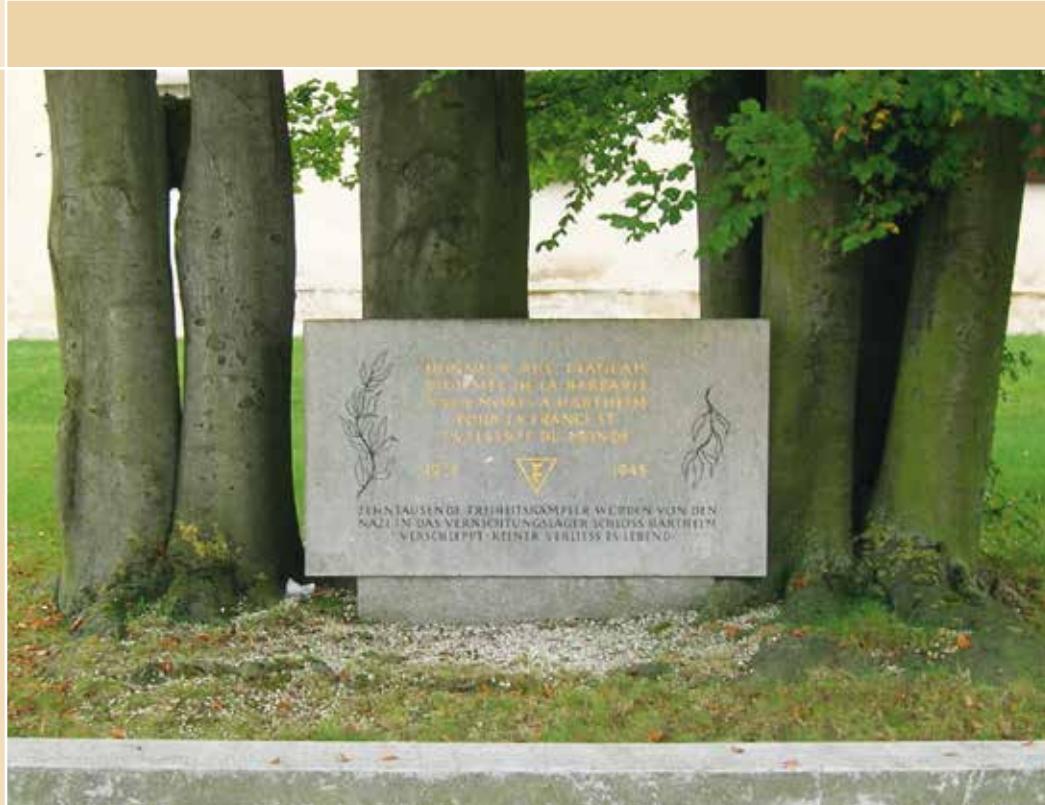
Die gesellschaftliche Ausgrenzung dieser Personengruppen war nach 1945 nicht verschwunden. In den Familien wurde ebensowenig über die Ermordeten gesprochen. Dieses Schweigen und die Nicht-Anerkennung spiegelte sich auf gesetzlicher Ebene wider: Opfer der NS-Euthanasie wurden in Österreich bis 1995 gesetzlich nicht als NS-Opfer anerkannt. Hatten es die Verfolgten des Nationalsozialismus ohnedies schwer genug, sich in der Öffentlichkeit der Zweiten Republik Gehör zu verschaffen, die Erinnerung an Widerstand und Verfolgung aufrechtzuerhalten und Zeichen des Gedenkens an den Orten des Terrors zu setzen, so existierten die Orte der Euthanasie als Gedächtnisorte [in der Erinnerung des offiziellen Österreich] de facto nicht.¹⁵

Auseinandersetzung mit Verbrechen der NS-Euthanasie in den 1960ern

Mehrere Faktoren führten dazu, dass in den 1960er Jahren eine Gedenkstätte in Hartheim eingerichtet werden konnte. Im Jahr 1964 sandte Simon Wiesenthal einen Brief mit einem Dossier an Justizminister Christian Broda. Darin beschrieb er die Vorgänge in

der Vernichtungsanstalt und betonte, dass das dortige Personal im Hinblick auf seine spätere Funktion während des Holocaust ausgebildet worden sei. Dieses Dossier, das Wiesenthal im Februar 1964 auf einer gut besuchten Pressekonferenz in Wien präsentierte, sowie die in dieser Zeit in der BRD laufenden Prozesse gegen die Täter, wie z. B. gegen den in Frankfurt/Main vor Gericht stehenden stellvertretenden Leiter der Tötungsanstalt Hartheim, Dr. Georg Renno, führten erstmals seit Ende der 1940er Jahre wieder zu einer nennenswerten Präsenz des Themas in den Medien. Journalisten und an den Gerichtsverfahren beteiligte Juristen besuchten den Ort, auch in Österreich wurde wieder ermittelt. In Wels wurde ein Verfahren gegen den ehemaligen Gauinspektor Stefan Schachermayer eingeleitet, das jedoch vor der Anklageerhebung eingestellt wurde.¹⁶

Nicht zuletzt diese neuerliche Medienpräsenz und die Proteste und Beschwerden ausländischer Besucher/innen über die Zustände im Schloss, die auch das Amt der oberösterreichischen Landesregierung erreichten, dürften dazu beigetragen haben, dass der Eigentümer, der Oberösterreichische Landeswohltätigkeitsverein,



**Das französische Mahnmal aus dem Jahre 1950.
Es war das erste Zeichen des Gedenkens, das für die Opfer der Tötungsanstalt Hartheim gesetzt wurde.**



Schloss Hartheim im heutigen Zustand © Lern- und Gedenkort Schloss Hartheim

die Einrichtung einer Gedenkstätte auf seine Agenda setzte.¹⁷ 1967 wurde vom Internationalen Dachau-komitee und der KZ-Gemeinschaft Dachau eine Gedenktafel für die in Hartheim ermordeten Häftlinge des KZ Dachau eingeweiht.¹⁸ Zwei Jahre später richtete schließlich der Landeswohltätigkeitsverein mit finanzieller Hilfe der Landesregierung und des Denkmalamts zwei Gedenkräume im Erdgeschoß ein. Es waren dies der ehemalige „Aufnahmeraum“ und die Gaskammer. In diese wurden auch die Tafeln gebracht, die in den Jahren zuvor von Häftlingsverbänden und Angehörigen der Opfer im Schlosshof angebracht worden waren.

Die Einweihung der Gedenkräume erfolgte gemeinsam mit jener des Instituts Hartheim – der nahe des Schlosses neu errichteten Behindertenbetreuungseinrichtung – am 23. Mai 1969. Diözesanbischof Franz Zauner las den Gedenkgottesdienst und Landeshauptmann Heinrich Gleißner, selbst ein ehemaliger KZ-Häftling, legte einen Kranz nieder.¹⁹ Hartheim war somit der erste der sechs Orte der „Aktion T4“ in Deutschland und Österreich, an dem Gedenkräume eröffnet wurden. Das Problem der Nutzung des Gebäudes als Wohnhaus war aber damit nicht gelöst.

Der lange Weg zum Lern-/Gedenkort

Im Zuge der Reformbewegungen in den Bereichen der Psychiatrie und der Betreuung von Menschen mit Behinderungen, die in den 1970ern und frühen 1980ern auch in Österreich verstärkt Fahrt aufnahmen, kam es in der Auseinandersetzung mit den Verbrechen der NS-Zeit zu neuen Impulsen. Durch die Bemühungen engagierter Menschen – auch in Verbindung mit Kritik an aktuellen Missständen in diesem Feld – rückte die lange Zeit „vergessene“ Opfergruppe der ermordeten Menschen mit Behinderungen und psychischen Krankheiten in den Fokus des Gedenkens und Aufarbeitens.²⁰

1975 erschien die erste wissenschaftliche Arbeit zur Tötungsanstalt Hartheim von Florian Zehethofer, die in leicht gekürzter Form 1978 publiziert wurde.²¹ Die späte akademische Beschäftigung mit der Thematik, die erst in den 1980ern in nennenswertem Umfang einsetzte und sich schließlich in den 1990er-Jahren und vor allem nach der Jahrtausendwende etablieren konnte, war nicht nur auf das Desinteresse der Geschichtswissenschaft, sondern auch auf allgemeine Faktoren zurückzuführen. So etablierte sich die Zeitgeschichte erst Ende der

1960er- und Anfang der 1970er-Jahre, außerdem gestaltete sich der Zugang zu den relevanten Quellen lange Zeit sehr schwierig.

Nach zahlreichen Initiativen und Anläufen in den 1980ern und 1990ern, ein würdiges Gedenken in Schloss Hartheim zu ermöglichen, fasste das Land Oberösterreich im Jahr 1997 schließlich den Entschluss, das denkmalgeschützte Gebäude zu restaurieren, die Gedenkräume zu überarbeiten und eine Dauerausstellung einzurichten.²² Zwei Jahre zuvor hatte sich zu diesem Zweck ein Verein gegründet, der verschiedene Vertreter des öffentlichen Lebens, der Kultur und der Politik – aus unterschiedlichen Parteien und Richtungen – zusammenführte, die sich für dieses Ziel einsetzten. Wichtige Impulse dafür waren vom Institut Hartheim, der Betreuungseinrichtung für Menschen mit Behinderungen, und seinem Träger, dem Oberösterreichischen Landeswohltätigkeitsverein – Eigentümer des Schlosses – ausgegangen.²³ Diese Entwicklung ist vor dem Hintergrund des all-

gemeinen Umbruchs zu sehen, der im Umgang der österreichischen Gesellschaft mit dem Thema Nationalsozialismus in den 1980er Jahren zu beobachten war. Vor allem durch einen Generationenwechsel in Wissenschaft und Politik sowie die Diskussionen um die Mitschuld von Österreichern an den NS-Verbrechen, angestoßen durch die so genannte „Waldheim-Debatte“, sollte es zur Herausbildung einer eigenständigen, vor allem aus den Reihen der Zivilgesellschaft kommenden „neuen Erinnerungskultur“²⁴ kommen. Um die lange Zeit heftig kritisierte Nutzung des Schlosses als Wohnhaus zu beenden, wurde für die Mieter/innen im Jahr 1999 ein Ersatzwohnbau errichtet. Manche Mietparteien übersiedelten trotz der ähnlich günstigen Konditionen in den Ersatzwohnungen nur sehr ungern.

Im Jahr 2003 konnte schließlich eine als Dauerausstellung konzipierte Sonderausstellung des Landes Oberösterreich mit dem Titel „Wert des Lebens“ im renovierten Gebäude eröffnet werden. Seit dem Fol-

SIEMENS
Ingenuity for life

Mit Erfindergeist und Ingenieurskunst schaffen wir eine lebenswerte Umwelt.
Das ist Ingenuity for life.

siemens.at/ingenuityforlife

Gedenkmesse in Schloss Hartheim anlässlich der Eröffnung der ersten Gedenkstätte, 23. Mai 1969 © Archiv der GSI



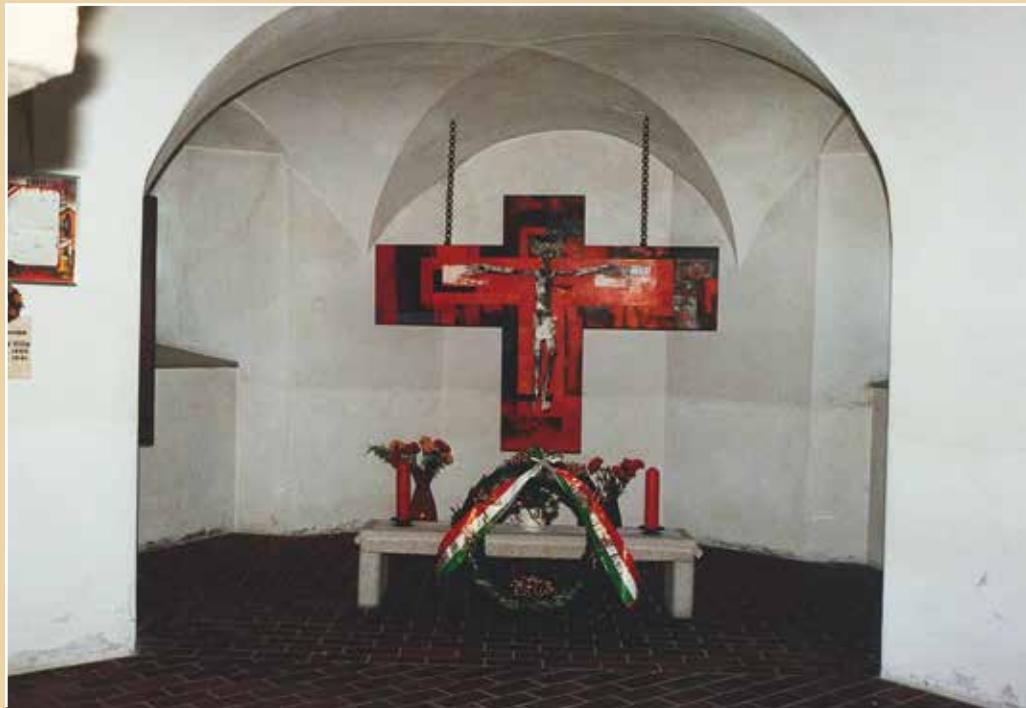
gejahr existiert der vom Verein Schloss Hartheim getragene „Lern- und Gedenkort“, der die pädagogische Arbeit, die Forschungs- und Dokumentationsarbeit sowie die Erhaltung und Weiterentwicklung der Ausstellung trägt. Der Großteil der dafür nötigen finanziellen Mittel stammt von einer eigens eingerichteten Stiftung sowie vom Land Oberösterreich.²⁵ Bereits im Vorfeld der Einrichtung konnten in den 1990er und den frühen 2000er Jahren große Fortschritte bei der Erforschung der Verbrechen erzielt werden. Seit der Eröffnung des Lern- und Gedenkorts verfügt die Forschung zum Thema über eine institutionelle Basis. Durch die Sammlung und Auswertung von Unterlagen, die sich in den Archiven verschiedenster Länder befinden, soll der Forschungsstand stetig ausgedehnt werden, was sich nicht zuletzt in einer Datenbank niederschlägt, die derzeit rund 23.000 Namen und Daten von in Hartheim ermordeten Menschen umfasst und auch für Opferangehörige, Forscherinnen und Forscher sowie Gedenkinitiativen und Institutionen zugänglich ist. Darüber hinaus stehen den Besucherinnen und Besuchern verschiedene Vermittlungsangebote in unterschiedlichem Zeitausmaß und zu unterschiedlichen Themenschwerpunkten zur Verfügung.

Nicht zuletzt durch die Forschungstätigkeit konnte das Gedenken in gewisser Weise auch wieder „dezentralisiert“ werden und beispielsweise an die Orte gelangen, aus denen die Opfer der NS-Euthanasie stammten. So wandten sich in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren verstärkt lokale und regionale Initiativen mit wissenschaftlichen Anfragen an den Lern- und Gedenkort, die auf unterschiedliche Weise, z. B. im Rahmen von „Stolperstein“-Verlegungen oder Schulprojekten, der in Hartheim ermordeten Menschen gedenken. Auf diese Weise können die über lange Zeit vergessenen und verdrängten Opfer wieder einen Platz in der öffentlichen Erinnerung erlangen.

Anmerkungen

- 1 Brigitte Kepplinger, *Die Tötungsanstalt Hartheim 1940–1945*. In: Dies., Gerhart Marckhiggott, Hartmut Reese (Hg.), *Tötungsanstalt Hartheim*. Linz 2008, S. 63–116, hier S. 63–66.
- 2 Zu den Zahlenangaben siehe Andrea Kammerhofer, „Bis zum 1. September 1941 wurden desinfiziert: Personen: 70.273“. Die „Hartheimer Statistik“. In: Ebd., S. 117–130.
- 3 Siehe hierzu Florian Schwanninger, *Schloss Hartheim und die „Sonderbehandlung 14 f 13“*. In: Arbeitskreis zur Erforschung der nationalsozialistischen „Euthanasie“ und Zwangssterilisation (Hg.), *NS-Euthanasie in der „Ostmark“*. Münster 2012, S. 61–88.

Einer der beiden Gedenkräume in Schloss Hartheim. Das Kreuz wurde vom Künstler Helmut M. Berger geschaffen.
© Archiv der GSI



- 4 Kepplinger, Tötungsanstalt (wie Anm. 1), S. 100–103.
- 5 Markus Rachbauer, Die Morde an „arbeitsunfähigen“ ausländischen ZivilarbeiterInnen im „Gau Oberdonau“. In: NS-Euthanasie in der „Ostmark“ (wie Anm. 3), S. 89–113 bzw. Schwanninger, „Sonderbehandlung 14 f 13“ (wie Anm. 3), S. 61–88.
- 6 Brigitte Kepplinger, Hartmut Reese, Die nationalsozialistischen Euthanasie-Verbrechen: Orte und „Aktionen“. In: Kepplinger, Tötungsanstalt (wie Anm. 1), S. 437–473, hier S. 462.
- 7 Siehe hierzu die Edition Brigitte Kepplinger, Irene Leitner (Hg.), Dameron Report. Bericht des War Crimes Investigating Teams No. 6824 der U.S. Army vom 17. 7. 1945 über die Tötungsanstalt Hartheim. Innsbruck-Wien-Bozen 2012.
- 8 Florian Schwanninger, „Wenn du nicht arbeiten kannst, schicken wir dich zum Vergasen“. Die „Sonderbehandlung 14 f 13“ im Schloss Hartheim 1941–1944. In: Kepplinger, Tötungsanstalt (wie Anm. 1), S. 157f.
- 9 Peter Eiglsberger, Das Personal der Tötungsanstalt Hartheim vor dem Volksgericht Linz. In: Philipp Rohrbach, Florian Schwanninger (Hg.), Täter-Biografien. Neue Forschungen zu „Aktion T4“ und „Aktion Reinhard“. Innsbruck-Wien-Bozen 2019 (erscheint demnächst).
- 10 Florian Zehethofer, Chronik des Oberösterreichischen Landeswohltätigkeitsvereines. Chronik der Entwicklung des Vereines in der 2. Hälfte seines hundertjährigen Bestehens von 1945 bis zur Jahrtausendwende (unveröff. Manuskript), S. 2–7.
- 11 Es wurde von Wilhelm Schütte geplant, der auch für die Gestaltung des Denkmalparks im ehemaligen KZ Mauthausen verantwortlich zeichnete. Hartmut Reese, Brigitte Kepplinger, Das Gedenken in Hartheim. In: Dies., Tötungsanstalt (wie Anm. 1), S. 523–548, hier S. 523f.
- 12 Zehethofer, Chronik (wie Anm. 10), S. 8.
- 13 Skandalöse Vorgänge im ehemaligen Vernichtungslager Schloß Hartheim. In: Der Neue Mahrnuf 9/2 (1949), S. 5.
- 14 Florian Schwanninger, Erinnern und Gedenken in Oberösterreich. Eine historische Skizze der Erinnerungskultur für die Opfer des Nationalsozialismus. In: Oberösterreichisches Landesarchiv (Hg.), Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs 23, Linz 2013, S. 171–260, hier S. 238–241.
- 15 Brigitte Kepplinger, Gedenkstätten für die Opfer der NS-Euthanasie in Österreich. In: Dies., Tötungsanstalt (wie Anm. 1), S. 549–599, hier S. 552.
- 16 Reese, Kepplinger, Gedenken (wie Anm. 11), S. 523–528.
- 17 Zehethofer, Chronik (wie Anm. 10), S. 26.
- 18 Der Neue Mahrnuf 5/20, 1967, S. 6.
- 19 Zehethofer, Chronik (wie Anm. 10), S. 37f. Gleißner war ab 1933 Landesleiter der Vaterländischen Front sowie von 1934 bis 1938 Landeshauptmann Oberösterreichs und war deshalb mehrere Monate in Dachau und Buchenwald inhaftiert.
- 20 Florian Schwanninger, „Meine Aufgabe in Hartheim bestand lediglich darin, Akten zu vernichten.“ Das Projekt „Gedenkbuch Hartheim“ als Beitrag zur Rekonstruktion der NS-Euthanasieverbrechen im Schloss Hartheim 1940–1944. In: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.), Jahrbuch 2007. Schwerpunkt: Namentliche Erfassung von NS-Opfern. Wien 2007, S. 95–107, hier S. 98–101.
- 21 Florian Zehethofer, Das Euthanasieproblem im Dritten Reich am Beispiel Schloß Hartheim (1938–1945). In: Oberösterreichische Heimatblätter, hg. vom Institut für Volkskultur. Linz 1978, S. 46–62.
- 22 Vgl. Reinhold Gärtner, Erinnern und Erinnerungskultur. In: David M. Winerother (Hg.), Politik im Vierteltakt. Personen, Strukturen und Inhalte in Oberösterreich. Wien 2010, S. 167–184, hier S. 174f.
- 23 Schwanninger, Erinnern und Gedenken (wie Anm. 14), S. 277f.
- 24 Bertrand Perz, Heidemarie Uhl, Gedächtnis-Orte im „Kampf um die Erinnerung“. Gedenkstätten für die Gefallenen des Zweiten Weltkrieges und für die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. In: Emil Brix, Ernst Bruckmüller, Hannes Stekl (Hg.), Memoria Austriae I. Menschen, Mythen, Zeiten. Wien 2004, S. 545–579, hier S. 546.
- 25 Kepplinger, Gedenkstätten (wie Anm. 15), S. 563.

„Walzer-Tanzen gefährdet ihre

Wussten Sie, dass Walzer-Tanzen unmoralisch und viel zu rasch ist und wegen Überhitzung der Tänzer zu Krankheit und Tod führt? Das ist natürlich Unsinn, aber in den Anfängen des Walzertanzes galt dieser doch tatsächlich als verpönt. Geschichten wie diese und Zeitdokumente der Bundeshauptstadt bietet das Wien Geschichte Wiki.

Historisches Wissen

Das Wien Geschichte Wiki verfolgt das Ziel, historisches Wissen über Wien aus der Stadtverwaltung mit jenem von Expertinnen und Experten zusammenzuführen und ermöglicht gezieltes und vielfältiges Suchen in sieben Kategorien. Grundlage waren die 27.500 Einträge des sechsbandigen „Historischen Lexikons Wien“, herausgegeben von Felix Czeike.

Im September 2014 ging das Wien Geschichte Wiki, ein Kooperationsprojekt der Wienbibliothek im Rathaus mit dem Wiener Stadt- und Landesarchiv online.

Seither wird es permanent aktualisiert und erweitert. Es finden sich darin nicht nur architektonische, historische und biographische Highlights der Wiener Geschichte, sondern auch viele Besonderheiten der Stadt. Dialektausdrücke wie „Netsch“, „Plutzer“ oder „Nebbich“ werden erläutert, Ausflüge in die Wiener Küche unternommen, und man erfährt Interessantes über die Wiener Ringstraße, die Geschichte der Donaubäder oder über die Fußballstadien der Stadt.

Das Wiki wächst

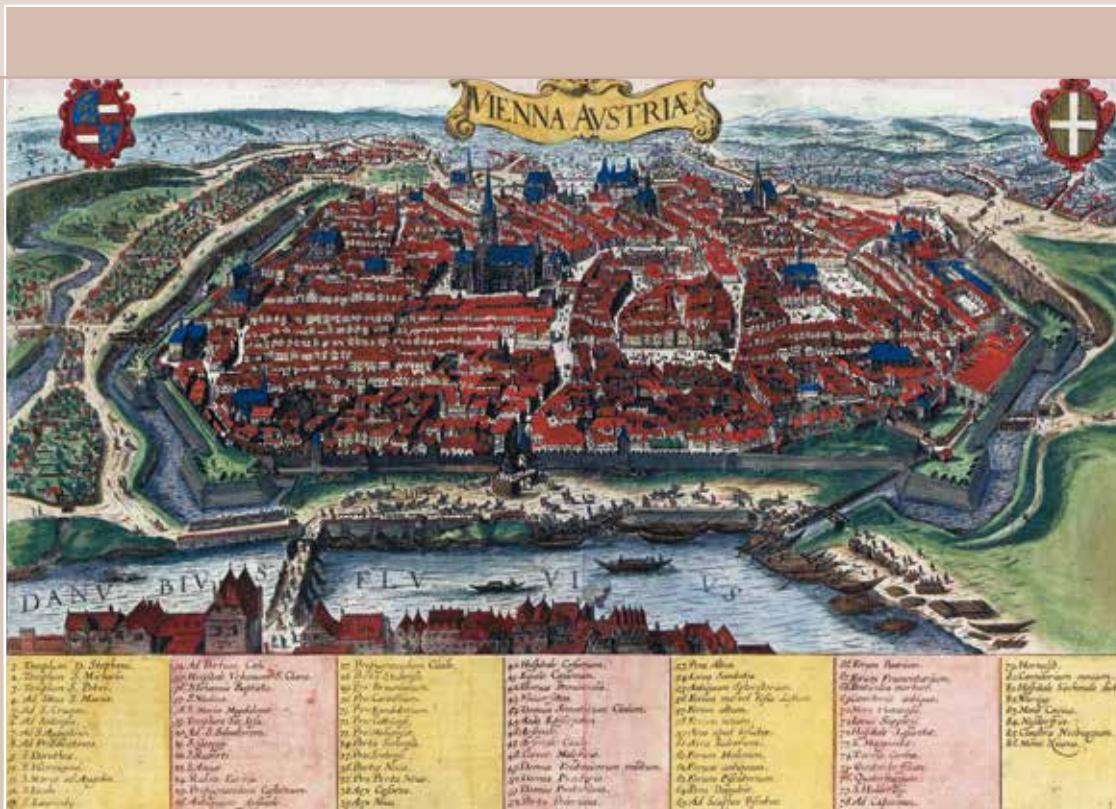
Schon als das Wien Geschichte Wiki 2014 mit 27.500 Einträgen online ging, war es das größte Stadtgeschichte-Online-Lexikon weltweit. Seither hat es diesen Platz weiter ausgebaut und steht derzeit bei mehr als 37.000 Einträgen. Die überwiegende Anzahl an Änderungen wird nach wie vor von den zwei betreibenden Institutionen durchgeführt. Über 60 Millionen Mal wurden die Artikel seither von Besucherinnen und Besuchern

abgefragt. Wissen wird aber nicht nur rezipiert, sondern die Nutzerinnen und Nutzer selbst schaffen Wissen und ergänzen die Wiki-Einträge. Mit dem Wien Geschichte Wiki ergeht daher im Sinn einer kollaborativen Anwendung die Einladung an die Öffentlichkeit, vorhandene Kenntnisse sowie eigenes Daten- und Bildmaterial einzuarbeiten.

Natürlich muss der Charakter der Wissenschaftlichkeit bei allen Einträgen gewahrt bleiben. Artikel müssen daher auf nachprüfbarer Fakten beruhen, d.h. verwendete Literatur oder andere Quellen sind zu zitieren. Wie Wikipedia ist auch das Wien Geschichte Wiki ein moderiertes Wiki. Jede Änderung wird durch eine Redaktion geprüft, bevor sie sichtbar ist. Die Wienbibliothek und das Wiener Stadt- und Landesarchiv arbeiten laufend daran, die Veränderungen in der Stadt und neue Erkenntnisse einzuarbeiten. Bei der Dynamik an Entwicklungen und der Fülle an Artikeln kann diese Herausforderung allerdings nur gemeinsam mit Kooperationspartnern und -partnerinnen bewältigt werden.
www.geschichtewiki.wien.gv.at



Gesundheit"



*Historischer Stadtplan der Kaiserstadt Wien aus dem Jahr 1617. Er ist im Besitz des Wiener Stadt- und Landesarchivs.
© Wiener Stadt- und Landesarchiv*

*Linke Seite:
Wienbibliothek im
Rathaus © Wien-
bibliothek*

Das Wiener Stadt- und Landesarchiv

Das Wiener Stadt- und Landesarchiv verwahrt, sammelt, erschließt, bearbeitet und präsentiert Urkunden, Akten, Handschriften, Druckschriften, Pläne und Fotos aus und über Wien, wie z.B. das Testament Ludwig van Beethovens, die Verlassenschaftsabhandlung Wolfgang Amadeus Mozarts oder die Pläne Otto Wagners zur Umgestaltung von Wien. Heute fungiert das Wiener Stadt- und Landesarchiv auch als stadtgeschichtliche und kommunalpolitische Dokumentations- und Forschungsstelle.

www.wien.gv.at/kultur/archiv

Die Wienbibliothek im Rathaus

Die Wienbibliothek im Rathaus ist eine der wichtigsten wissenschaftlichen Bibliotheken mit Wien-Bezug. Sie bietet nicht nur Forscherinnen und Forschern, sondern allen Interessierten Zugang zu den fünf großen Sammlungen (Handschriften, Druckschriften, Musikhandschriften, Plakate und Zeitschriften). Neben Viennensia und Austriaca kann die Bibliothek umfangreiche Nachlässe vieler Persönlichkeiten vorweisen. Ein Teil der Bestände ist in der digitalen Wienbibliothek abrufbar.

www.wienbibliothek.at

„Geschlossene“ Anstalt?

Ein Schulprojekt zur Geschichte der

Wolfgang Gasser

Jeder Mensch ist wertvoll, meine Großmutter war es auch. Wir müssen alles daran setzen, dass solche Gräuel nie mehr passieren.

Hans Koranda, Enkel von Maria Eder, die im Mai 1941 in der Tötungsanstalt Hartheim ermordet wurde, Niederösterreichische Nachrichten, 7. 11. 2017

Im zweijährigen Sparkling Science-Projekt „Geschlossene“ Anstalt? Die ‚Heil- und Pflegeanstalt‘ Mauer-Öhling in der NS-Zeit und im kollektiven Gedächtnis“ wurden von August 2017 bis Juli 2019 mit zwei Schulklassen der Fachschule Amstetten, Aufbaulehrgang Wirtschaft (ALW), die Folgen der NS-Euthanasie und deren gesellschaftliche Aufarbeitung nach 1945 untersucht. Die Ermordeten der NS-Medizinverbrechen fanden im kollektiven Gedächtnis der Nachkriegsgesellschaft Österreichs und im Besonderen im räumlichen Umfeld des Landesklinikums Mauer bislang keinen Platz.¹ Ihre Lebensgeschichten sind öffentlich kaum präsent und ihre namentliche Nennung wird bis heute kontrovers diskutiert.² Aufgrund dieser Situation standen von Projektbeginn an die Opfer und ihre Angehörigen im Zentrum dieses Bewusstwerdungsprozesses.

Methodisch verankert ist das Forschungsthema durch die Arbeit von Philipp Mettauer, der in einem weiteren Projektteil die Geschichte der im Nationalsozialismus in der „Heil- und Pflegeanstalt“ Mauer-Öhling ermordeten Patientinnen und Patienten und die Kenntnis über ihr Schicksal vor Ort genauer untersuchte. Unterstützung erhielt das Projektteam, bestehend aus Tina Frischmann, Wolfgang Gasser und Philipp Mettauer, von den Kooperationspartnern Stadtarchiv Amstetten und Niederösterreichisches Landesarchiv. Finanziert durch Sparkling Science, ein Förderprogramm des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Forschung (BMBWF), konnten die Schüler/innen gemeinsam mit den Wissenschaftler/innen an der innovativen Fragestellung arbeiten.

Der Projektverlauf

Bereits zu Projektstart im September 2017, bei dem an zwei Abenden im Rathaussaal Amstetten der Kinofilm „Nebel im August“ gezeigt wurde, meldeten sich Angehörige von Opfern der NS-Euthanasie und Personen mit aktuellem und historischem Bezug zum Landesklinikum Mauer zu Wort und traten mit uns in Kontakt. Neun von ihnen stellten sich daraufhin den beteiligten Schüler/innen für ein Interview zur Verfügung.

Gestartet wurde die Forschungsarbeit mit den Jugendlichen in einem zweitägigen Workshop in den Räumlichkeiten der Niederösterreichischen Landes-

„Heil- und Pflegeanstalt“ Mauer-Öhling in der NS-Zeit und im kollektiven Gedächtnis



Besichtigung des ehemaligen Anstaltsfriedhofs im Landesklinikum Mauer © Injoest,
Foto: Tina Frischmann

bibliothek. Hier wurden eine erste Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten gegeben, der Begriff „Behinderung“ in persönlichen und historischen Bezügen reflektiert, die Geschichte der „Heil- und Pflegeanstalt“ Mauer-Öhling von ihrer Gründung 1902 bis zum Kriegsende 1945 beleuchtet sowie Biographien von Verfolgten erarbeitet.³ Nach dem Erlernen von Methoden der Oral History und Interviewtechnik führten die Schüler/innen der damaligen 1 ALW im

ersten Projektjahr in Arbeitsgruppen und in einem schrittweise vermittelten arbeitsteiligen Prozess neun Video- bzw. Audiointerviews durch und erstellten Volltranskriptionen. Im zweiten Projektjahr analysierten die Arbeitsgruppen der nunmehrigen 2 ALW die Interviewtranskriptionen, indem sie diese in Sequenzen einteilten, farbig codierten, anschließend zusammenführten und die Schlüsselstellen untereinander diskutierten.⁴

Die Jugendlichen der im zweiten Jahr hinzugekommenen Klasse 1 ALW setzten sich in der Einführungswoche in einem eigens vom Projektteam entwickelten Workshop mit dem „individuellen und kulturellen Gedächtnis“ in Bezug auf die familiäre, regionale und nationale Erinnerungskultur in Österreich nach 1945 auseinander.⁵ In einer weiteren Einheit beschäftigten sich beide Aufbaulehrgänge mit Verhörprotokollen aus dem Volksgerichtsprozess (1946–1948) von angeklagten Mitarbeiter/innen der „Heil- und Pflegeanstalten“ Mauer-Öhling und Gugging.⁶ In einem Rollenspiel wurden die Handlungsoptionen und die Verantwortung der Täter/innen mit lokalem Bezug nachvollzogen. Mit beiden Schulklassen stand darüber hinaus eine ganztägige Exkursion in die ehemalige Tötungsanstalt und den heutigen Lern- und Gedenkort Schloss Hartheim auf dem Programm. In der anschließenden Projektphase erstellten sechs Ar-

Wir haben ja doch nichts verbrochen,
dass wir hier wie ein Sklave oder Sträfling
eingesperrt sein müssen.

Auszug aus einem Brief von Josef Schmutz,
ca. 1944, Niederösterreichisches Landesarchiv

beitsgruppen des 1 ALW Biographien zu den in den Interviews beschriebenen Personen. So entstanden Lebensgeschichten zu drei Opfern (Josef Schmutz, Maria Eder und Gertraud Raffetseder) und zwei Tätern (Josef Dirnberger und Franz Priesner) sowie einem Überlebenden (Gilbert Adler).

Im nächsten Schritt erarbeiteten die Schüler/innen in einer klassenübergreifenden Reflexion zwölf in sich abgeschlossene Texte, die in einer Publikation zusammengefasst und ediert wurden. Je drei Beiträge entstanden zu den Opferbiographien und den interviewten Angehörigen, sechs weitere zu den „Erzählungen zu Mauer-Öhling nach 1945“.⁷ Sowohl die Fachschule als auch die Stadtgemeinde Amstetten zeigten großes Interesse an einer Bewusstmachung dieses Kapitels der Ortsgeschichte. Neben den erwähnten Filmabenden wurden mit Unterstützung der Kulturabteilung und

des Stadtarchivs Veranstaltungen zur Präsentation des Buches „Geerbtes Schweigen“ von Bernhard Gitschaler zu den Folgen der NS-Euthanasie und Vortragsabende von Philipp Mettauer zum Forschungsstand durchgeführt, die wegen des großen Interesses mehrfach wiederholt werden mussten.⁸ So besuchten in zwei Jahren mehr als tausend Personen die öffentlichen Veranstaltungen des Projekts. Auch verschiedene Aktivitäten der Jugendlichen fanden mit lokaler Unterstützung statt.

Der Direktor der Schule, Leopold Dirnberger, hatte sich als Enkel eines in der Nachkriegsjustiz verurteilten Oberpflegers zu einem Interview mit Schüler/innen bereit erklärt und das Vorhaben in allen geplanten Phasen maßgeblich unterstützt. Durch den ebenfalls involvierten Geschichtslehrer Erwin Eigenthaler und seine Kolleg/innen war zudem eine enge schulische Zusammenarbeit und das Bereitstellen zahlreicher Unterrichtsstunden gewährleistet.

Die Projektergebnisse wurden von den beteiligten Jugendlichen in der Abschlussveranstaltung am 8. Mai 2019 im voll besetzten Festsaal des Landesklinikums Mauer öffentlich präsentiert. Am Nachmittag enthüllten Vertreter/innen des Landes Niederösterreich, der Stadt Amstetten, des Landesklinikums und des Injoest vor dem Haus 18 ein Denkmal für die NS-Opfer der Anstalt, das der Künstler Florian Nährer aus ausgedienten Grabsteinen gestaltet hatte. Dabei berührten auch die persönlichen Worte der beiden im Projekt interviewten Angehörigen von Ermordeten, Hans Koranda und Josef Hofer. Alle Redner/innen des Tages betonten, dass es keiner politischen oder medizinischen Instanz überlassen sein dürfe, über den Wert oder „Unwert“ menschlichen Lebens zu urteilen.

Biographie und Interview – Fallbeispiele

Im Folgenden werden anhand von zwei Fallbeispielen der zweijährige Arbeitsprozess und die Ergebnisse der Schüler/innen sichtbar. Zunächst wird dabei auf das Schicksal eines Patienten eingegangen, der im Februar 1945 ermordet worden war, anschließend wird die juristische Aufarbeitung anhand des Urteils gegen einen Oberpfleger beschrieben.

Die bewegende Geschichte eines der Opfer der NS-Morde in Mauer-Öhling, die von beiden Klassen bearbeitet wurde, betrifft Josef Schmutz (1920–1945).

Sehr geehrter Herr Ortsgruppenleiter in der Birgauwerk
 wir hier alle Untersuchten Patienten, hätten an
 Ihnen eine sehr große Bitte, unsere paar Freien zur
 Leutwirtschaft nehmen. Es ist genug traurig daß wir nach
 Mauer-Öhling in die Heil- & Pflegeanstalt kommen und
 können nicht werden, aber nicht gequält werden sollen, w
 es eben schon hier zugeht. So daß der Patient nicht aus
 die Wärheit nach Hause überbringen darf. Sonst wird er ent
 weder durch Zwangsjacke, Gitterbett oder durch den Stroh
 sack gestraft. Und der Brief wird nicht einmal weggeschickt
 sondern derselbe wird gleich im Papierkorb geworfen. Wir
 sind ja hier schon alle eine lange Zeit, aber von Tag
 zu Tag wird's schlimmer. Wie freuen alle, daß wir nach
 " "

Briefausschnitt Josef Schmutz, ohne Datum (1944) © Niederösterreichisches Landesarchiv



Josef Schmutz (links)
 mit seinen Ziehältern
 © Privatarchiv Maria Margarete Temper

Zunächst führten im März 2018 vier Schülerinnen ein Interview mit seiner Schwester Maria Margarete Temper: *Weil er so ein guter Arbeiter war, haben sie ihn in Mauer, die zu jener Zeit eine große Landwirtschaft hatten, gut gebrauchen können. Er konnte alles, was sie zum Arbeiten brauchten.*⁹ Außerdem ist sein Ziehvater mindestens alle vierzehn Tage zu ihm gegangen, um ihn zu besuchen.

Diese zwei Informationen von Frau Temper könnten darauf hinweisen, dass Josef Schmutz die NS-Zeit in Mauer-Öhling überlebt hat. Denn die „Nützlichkeit“ der „Pfleglinge“ wurde häufig über ihre Arbeitsfähigkeit definiert und regelmäßiger Besuch hielt Ärzte mitunter davon ab, Patient/innen zu ermorden. Diese Angaben waren auch Teil der medizinischen Meldebögen, die der „Aktion T4“ vorausgegangen wa-

Exkursion zum Landesklinikum Mauer © Injoest,
Foto: Erwin Eigenthaler

Rechte Seite: Exkursion
zum Lern- und Gedenk-
ort Schloss Hartheim
© Injoest, Foto: Tina
Frischmann



ren.¹⁰ Doch Josef Schmutz überlebte diese Zeit nicht. Seine heute 84-Jährige Schwester erzählte, dass sie früher das Grab ihres Bruders in Mauer häufiger besucht hätte. Damals standen am erweiterten Anstaltsfriedhof Holzkreuze, welche heute nicht mehr vorhanden sind. Somit hat die Familie keine Gelegenheit mehr vor Ort zu gedenken: *Früher sind wir schon noch zum Grab gefahren, aber jetzt schon lange nicht mehr.*

Die von der Arbeitsgruppe des 1 ALW für die Biographie ausgewerteten Dokumente enthalten einen Brief und Deckblätter aus der Krankenakte, einen Auszug aus dem Friedhofsprotokoll sowie Fotos, die beim Interview übergeben wurden. Die vier Schüler/innen beschreiben Josef Schmutz mit den Worten: *Er lebte teils mit seinen Adoptiveltern, teils mit seinen Zieheltern, und seinen zwei Brüdern und seiner Schwester Margarete in Neustadtl an der Donau. Der damals 18-jährige wurde aufgrund der Diagnose Epilepsie und eines durch eine Zigarette ausgelösten Brandes im Juli 1939 in die „Heil- und Pflegeanstalt“ Mauer-Öhling gebracht.*¹¹

Besondere Aufmerksamkeit verdient ein 1944 von Josef Schmutz verfasster Brief an den Ortsgruppenleiter und den Bürgermeister. Darin beklagte er im Namen von zehn weiteren Betroffenen die miserablen, fast Sklaverei-ähnlichen Verhältnisse innerhalb der Anstalt: *Es ist genug traurig, dass wir nach Mauer-Öhling in die Heil- und Pflegeanstalt kamen, um kuriert zu werden, aber nicht gequält werden sollen, wie es eben schon hier zugeht. Sodass der Patient nicht amal [sic!]*

die Wahrheit nach Hause schreiben darf. Sonst wird er entweder durch Zwangsjacke, Gitterbett oder durch den Strohsack gestraft. Die Patienten litten unter der immer schlechter werdenden Situation, bat um eine Beserung der Umstände und um eine Rettung aus dem „Kerker“: *Wir ersuchen Sie alle nochmals recht freundlich und haben doch mit uns armen Patienten ein kleines Mitleid und helfen Sie uns aus diesem Kerker heraus.*¹²

Wie die Arbeitsgruppe in ihrer Betrachtung feststellte, war es bewundernswert, dass Josef Schmutz mit seinen jungen Jahren eine sehr schöne Handschrift und auch be-

Ich würde mir wünschen, dass diese Menschen namentlich auf einer Gedenktafel aufscheinen und dass man diese Tafel als die Opfer der NS-Zeit in der Anstalt in Mauer deklariert. [...] Am Kriegerdenkmal sind ja auch die ganzen gefallenen Helden aufgeschrieben mit den Namen vom Ersten Weltkrieg, vom Zweiten Weltkrieg. Und ich würde sagen, auch das wurde meiner Meinung nach gefördert. Das wäre eine würdige Angelegenheit.

Josef Hofer, dessen Cousine Gertraud Raffetseder im Juni 1944 in Mauer-Öhling verhungert ist. Interview vom 16. 3. 2018



reits einen gehobenen Schreibstil hatte. Er blieb trotz der schrecklichen Umstände sehr höflich und förmlich. Der Brief zeigt, dass er sich für andere Menschen einsetzte und auch Engagement bewies. Erstaunlich ist es, dass der Brief nicht vernichtet, sondern den Krankenakten beigelegt wurde und somit heute noch erhalten ist.¹³

Im Alter von 21 Jahren wurde Josef Schmutz im Krankenhaus Amstetten zwangssterilisiert. Daraufhin wurde er im September 1944 gegen Revers vorübergehend aus der Anstalt entlassen, um auf dem Bauernhof seiner Zieheltern zu arbeiten. Dort blieb er jedoch nur einen Monat und wurde am 4. Oktober von seiner Mutter und dem Ziehvater wieder zurückgebracht. Aus den Dokumenten geht hervor, dass er am 9. Februar 1945 in den Pavillon 18 (Lazarett) überstellt wurde und zwei Wochen danach an einem Lungenödem bzw. laut Friedhofsprotokoll an Epilepsie verstorben sei. Historisch wahrscheinlicher erscheint jedoch, dass sein Tod durch eine Überdosis von Medikamenten hervorgerufen wurde.

Im zweiten Fallbeispiel interviewten drei Schüler/innen den Direktor ihrer Schule, Leopold Dirnberger, der sich bereit erklärte, über seinen Großvater zu sprechen, der in Mauer-Öhling als Oberpfleger gearbeitet hatte. Der Schulleiter erinnert sich: *Er hat davon gewusst, dass was passiert mit den Menschen, da bin ich mir ganz sicher, und das hat ihn halt sehr traurig gemacht. [...] Und er hat dann gesagt: „Ich habe es gewusst, aber es hat der Pfarrer auch gewusst.“ [...] Das*

*war für ihn eine Art vor Gericht sich rechtfertigen.*¹⁴ Die Frage der Schuld und Schuldenlastung beschäftigte Josef Dirnberger (1884–1966) laut seinem Enkel bis kurz vor seinem Tod: *Und mein Vater hat ihn besucht im Krankenhaus. [...] Da hat er dann zu ihm gesagt: „Goi Bua, i bin ka Verbrecher“. Und das hat ihn immer beschäftigt, bis zu seinem Tod.* Auch den Schüler/innen ging es in ihrer Interpretation des Interviews vor allem um die Frage der Verantwortung und Gewissensentlastung: *Josef Dirnberger setzte sich mit dieser Frage bis zu seinem Tod auseinander. Sich selbst einen Verbrecher zu nennen, ist nicht einfach, da wir nur das Gute in uns sehen wollen.*¹⁵

Eine weitere Arbeitsgruppe beschäftigte sich mit den lebensgeschichtlichen Daten: *Josef Dirnberger begann seine Berufskarriere am 3.10.1908 als Pfleger in Mauer-Öhling und wirkte während der NS-Zeit als Oberpfleger und Stellvertreter des Pflegevorstechers. 1935 wurde er zum Oberpfleger ernannt. Drei Jahre später übernahm er zunächst inoffiziell den Posten als Pflegevorsteher, ab 1940 dann offiziell. So hatte er eine leitende Rolle gegenüber dem Pflegepersonal, war aber dem ärztlichen Direktor unterstellt. Bis 1930 zunächst Mitglied der sozialdemokratischen Partei, trat er 1939 der NSDAP bei.*¹⁶ Bei einem Verhör am 8. Dezember 1945 hatte er vor der Gendarmerie Amstetten ausgesagt: *Ich gebe jetzt zu, dass auch ich selbst über Auftrag des Dr. Gelny tätig mitwirkte bei den Tötungen, indem ich vielleicht an etwa 7 Patienten, evtl. 8 Pati-*

enten insgesamt, das Zusatzgerät an den Händen und Füßen anlegte, worauf Dr. Gelny die Tötung vornahm.¹⁷

Im Volksgerichtsprozess vom Juli 1948 wurden insgesamt neun Pflegerinnen und Pfleger aus Mauer-Öhling angeklagt, sieben erhielten Haftstrafen zwischen zwei und drei Jahren. Josef Dirnberger wurde „gemäß §13 des Kriegsverbrecher Gesetzes als Mitbeschuldigter des Meuchelmordes“ schuldig gesprochen und zu einer Strafe „von drei Jahren schweren Kerkers“ verurteilt.¹⁸ Wie die meisten Verurteilten wurde er, da die Untersuchungshaft angerechnet wurde, nach wenigen Monaten, bereits im Jänner 1949, wieder aus der Haft entlassen.¹⁹

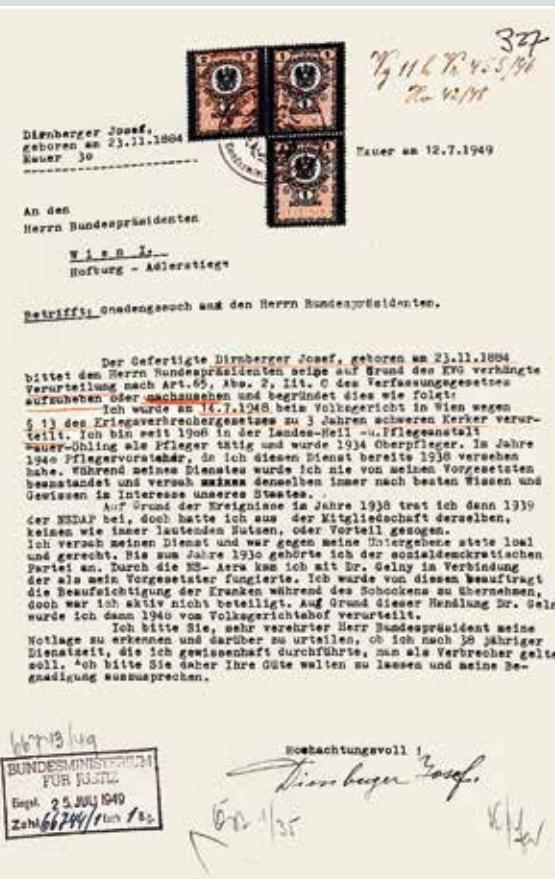
Umgang der Schüler/innen mit der Thematik

Über die Projektarbeit in der Schule hinaus nahmen die beteiligten Jugendlichen immer wieder freiwillig auch an den begleitenden Vorträgen und Lesungen

in Amstetten und Mauer teil und unterstützten diese durch ihr aktives Mitwirken. So waren zwei Schülerinnen bei der Diskussion anlässlich der Lesung aus dem Buch „Geerbtes Schweigen“ von Bernhard Gitschtaler auf dem Podium und beantworteten zahlreiche Publikumsfragen. Auch bei den Vorträgen von Philipp Mettauer beteiligten sich einige an den anschließenden Diskussionen. Im zweijährigen gemeinsamen Arbeiten entwickelten die Schüler/innen einen kritischen Umgang mit historischen Dokumenten und ein Bewusstsein für die verdrängte Psychiatrie-Geschichte des Ortes. Einigen wenigen fielen allerdings die lange Dauer und die gestellten wissenschaftlichen Arbeitsaufgaben schwer. Mit den erreichten Ergebnissen und den Inhalten der Abschlusspublikation sind jedoch alle sehr zufrieden.

Besonders großes Engagement zeigten neun Schüler/innen, die in Eigenregie und in zahlreichen Stunden innerhalb wie außerhalb des regulären Unterrichts einen Dokumentarfilm erstellten. Er enthält die Videointerviews aus dem Projekt und Nachkriegserinnerungen zum Landesklinikum Mauer. Der Film wird in den kommenden Monaten mit einem Rahmenprogramm öffentlich in St. Pölten und Amstetten gezeigt werden. Eine Schülerin, die aktiv daran beteiligt war, meinte: *Was damals passiert ist, ist erschreckend. Es ist wichtig, dass in den Familien der Angehörigen darüber geredet wird, weil sonst alles verloren geht.*²⁰

Bei einer Begehung hinterließ vor allem der im Juni 1944 außerhalb der Friedhofsmauern, aber innerhalb des Anstaltsgeländes angelegte und erweiterte Anstaltfriedhof einen bleibenden Eindruck. Zu diesem in der NS-Zeit für Massengräber genutzte Areal meinte eine Schülerin: *Traurig ist das mit dem Friedhof, dass die Menschen auf eine Art und Weise vergessen wurden. Wir wollen den Prozess für ein Denkmal beginnen.*



Gnadengesuch von Josef Dirnberger an den Bundespräsidenten, welchem stattgegeben wurde. © Wiener Stadt- und Landesarchiv

Rechte Seite: Abschlussveranstaltung des Sparkling-Science-Projekts im Landesklinikum Mauer am 8.5.2019
© Injoest, Foto: Tina Frischmann



Die Enthüllung des von Florian Nährer entworfenen Mahnmals „Himmelstreppe“ am 8. Mai 2019 kann unter anderem als Folge der mit Hilfe der Schüler/innen angestoßenen Bewusstmachung dieser NS-Medizinverbrechen gesehen werden. Dieser inhaltliche Anstoß wird im Top Citizen Science-Erweiterungsprojekt „Namen, Gräber und Gedächtnis“ von August 2019 bis April 2020 mit einigen Schüler/innen aus dem abgeschlossenen Projekt und der Gesundheits- und Krankenpflegeschule Mauer sowie interessierten Bürger/innen aus der Umgebung des Landesklinikums Mauer fortgesetzt.

Anmerkungen

- 1 Wolfgang Gasser, *Rethinking Mauer-Öhling! Forschen und Gedenken in Niederösterreich im Kontext der NS-„Euthanasie“*. In: *Erinnerungskulturen. historisch-politische bildung – Themendossiers zur Didaktik von Geschichte, Sozialkunde und Politischer Bildung* 9/2018, S. 28-31; Bernhard Gitsch-taler, *Geerbtes Schweigen. Die Folgen der NS-„Euthanasie“*. Salzburg-Wien 2017, S. 96f.
- 2 Götz Aly beschreibt dies für die Bundesrepublik Deutschland ausführlich in seinem Buch: *Die Belasteten. „Euthanasie“ 1939–1945. Eine Gesellschaftsgeschichte*. Frankfurt/Main 2014.





**ALLES GUTE ZU
ROSH HASHANA**

wünscht Ihnen im Namen der Industriellenvereinigung



MAG. CHRISTOPH NEUMAYER
Generalsekretär

Vorarlberg:



- 3 Florian Schwanninger, Irene Zauner-Leitner (Hg.), *Lebensspuren. Biographische Skizzen von Opfern der NS-Tötungsanstalt Hartheim*. Innsbruck-Wien-Bozen 2013.
- 4 Philipp Mayring, *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Einleitung zum qualitativen Denken*. Weinheim 1999, S. 27–32; Siegfried Lamnek, *Qualitative Sozialforschung (Band 2: Methoden und Techniken)*. München 1989; Uta Gerhardt, *Typenbildung*. In: Uwe Flick u.a. (Hg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung*. München 1991, S. 432–435.
- 5 Der Workshop „Individuelles und kollektives Gedächtnis“ wurde vom Autor dieses Artikels als didaktisches Unterrichtsmaterial veröffentlicht in: *Erinnerungskulturen* (wie Anm. 1), S. 66 sowie S. 86–92.
- 6 Wolfgang Neugebauer, „Euthanasie“ und Zwangsterilisierung. In: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.), *Widerstand und Verfolgung in Niederösterreich 1934–1945. Eine Dokumentation, Band 3*. Wien 1987, S. 632–682.
- 7 Institut für jüdische Geschichte Österreichs (Hg.), „Geschlossene Anstalt? Die „Heil- und Pflegeanstalt“ Mauer-Öhling in der NS-Zeit und im kollektiven Gedächtnis. St. Pölten 2019.
- 8 Gitschtauer, Geerbtes Schweigen (wie Anm. 1); Philipp Mettauer, Die „Heil- und Pflegeanstalt“ Mauer-Öhling in der NS-Zeit. In: *Pflege Professional*. Frühling 2017, S. 21–26.
- 9 Die folgenden Zitate entstammen dem Interview mit Maria Margarete Temper, geführt am 27. März 2018 von Michelle Lesiak, Sophie Marksteiner und Susanne Teufel.
- 10 Brigitte Kepplinger, *NS-Euthanasie in Österreich. Die „Aktion T4“ – Struktur und Ablauf*. In: Brigitte Kepplinger, Gerhart Marckhogg, Hartmut Reese (Hg.), *Tötungsanstalt Hartheim (Oberösterreichisches Landesarchiv)*. Linz 2008; Herwig Czech, Von der „Aktion T4“ zur „dezentralen Euthanasie“. Die niederösterreichischen Heil- und Pflegeanstalten Gugging, Mauer-Öhling und Ybbs. In: Christine Schindler (Hg.), *Fanatiker – Pflichterfüller – Widerständige. Reichsgau Niederdonau, Groß-Wien (Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes)*. Wien 2016.
- 11 Text aus der Abschlusspublikation „Geschlossene“ Anstalt? (wie Anm. 7), S. 9.
- 12 Brief von Josef Schmutz, Krankenakte Mauer-Öhling, NöLa.
- 13 Text aus der Abschlusspublikation „Geschlossene“ Anstalt? (wie Anm. 7), S. 9–10.
- 14 Die folgenden Zitate stammen aus dem Interview mit Leopold Dirnberger, geführt am 14. 3. 2018 von Ricarda Grünsteidl, Elias Himmelbauer und Marion Unterweger.
- 15 Text aus der Abschlusspublikation „Geschlossene“ Anstalt? (wie Anm. 7), S. 16.
- 16 Text zusammengestellt aus Gerhard Fürstler, Peter Malina, „Ich tat nur meinen Dienst“ Zur Geschichte der Krankenpflege in Österreich in der NS-Zeit. Wien 2004, S. 280; Akte Dirnberger, Wiener Stadt- und Landesarchiv, Volksgerichtsprozess Vg 8a Vr455/46.
- 17 Ebd., S. 281 und Akte Dirnberger.
- 18 Ebd., S. 290.
- 19 Mettauer, Die „Heil- und Pflegeanstalt“ (wie Anm. 8).
- 20 Artikel von Thomas Lettner, Schüler erforschen die Geschichte der Heil- und Pflegeanstalt Mauer-Öhling. In: *Tipps* 19. 1. 2019: <https://www.tips.at/news/amstetten/land-leute/453034-schueler-erforschen-die-geschichte-der-heil-und-pflegeanstalt-mauer-oehling> (12. 4. 2019).

Vorarlberg ist ein weltoffenes, kunstsinniges Land im äußersten Westen Österreichs. Alpenidylle und pulsierendes Kulturzentrum zugleich. Anregend und bewegungsfreudig.

Hier faszinieren die Landschaften mit großem Variantenreichtum – sanft zeigt sich das Land an den Ufern des Bodensees, eindrucksvoll alpin in der Bergwelt von Arlberg, Silvretta und Rätikon. Ein reizvolles Wechselspiel von weiten Tälern, imposanten Bergen, lebendigen Kleinstädten und malerischen Bergdörfern, noch dazu auf so angenehm überschaubarem Raum.

Vorarlberg lädt seine Besucher ein, Neues zu entdecken, Neues auszuprobieren und ganz besondere Momente zu erleben. Bei den zahlreichen hochkarätigen Kulturveranstaltungen, wie den Bregenzer Festspielen oder der Schubertiade. Bei der Auseinandersetzung mit der überraschend modernen (Holz-)Architektur. Beim Genießen der kreativ-regionalen Küche in den vielen ausgezeichneten Restaurants und Wirtshäusern oder bei inspirierenden Ausflügen in der Natur.

Denn in Vorarlberg führen die Wanderwege nicht einfach nur auf Berge hinauf. Viele Wege erzählen Wissenswertes über die Geschichte, die Natur und die Lebenskunst.

Momente voller Poesie

Vorarlberg Tourismus:

Postfach 99, 6850 Dornbirn
Tel. + 43 (0)5572 377033-0
Fax + 43 (0)5572 377033-5
info@vorarlberg.travel
www.vorarlberg.travel

Bärguntalpe Kleinwalsertal
© Dietmar Denger/Vorarlberg
Tourismus

Rechts: „All About Tel Aviv“
© Peter Loewy



Jüdisches Museum Hohenems

Eingerichtet in der 1864 erbauten Villa Heimann-Rosenthal spannt das Museum den Bogen vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Die Dauerausstellung thematisiert Vergangenheit und Gegenwart zwischen Migration und Heimat, Tradition und Veränderung. Das Museum bietet mehrsprachige Audioguides und eine Kinderausstellung für Kinder ab 6 Jahren. Im Museumscafé werden die Besucher mit jüdischem Hochzeitskuchen und Kaffee, Bagels und koscherem Wein verwöhnt.

Öffnungszeiten Museum und Café

Di–So und an Feiertagen 10.00–17.00 Uhr

Jüdisches Museum Hohenems
Schweizer Straße 5, 6845 Hohenems
Telefon +43 (0) 5576 73989-0
office@jm-hohenems.at, www.jm-hohenems.at

Öffentliche Führungen

Dauerausstellung: jeden 1. Sonntag im Monat,
von 10.00–11.00 Uhr

Aktuelle Ausstellung

All About Tel Aviv

Die Erfindung einer Stadt

7. April bis 6. Oktober 2019

Kaum eine andere Metropole wird derzeit so gefeiert wie Tel Aviv. Tolerante Partystadt, Start-Up-Mekka, „Weiße Stadt“ und „Bauhaus-Ensemble“: eine Oase inmitten der nationalen, religiösen und gewalttätigen Konflikte Israels, Palästinas und des Nahen Ostens. Die Ausstellung „All About Tel Aviv“ blickt – mit dem in Tel Aviv geborenen Fotografen Peter Loewy – hinter die Fassade des erfolgreichen City Branding. Sie erforscht die Mythen, Abgründe und komplexen Realitäten von Tel Aviv-Jaffa. Eine Stadt, die von legalen und illegalen Einwanderern und Flüchtlingen gebaut wurde und die immer wieder versucht, sich neu zu erfinden – und zu verdrängen, was nicht „weiß“ ist.

Führungen durch die aktuelle Ausstellung:

jeden 1. Sonntag im Monat, von 11.30–12.30 Uhr

jeden 3. Samstag im Monat, von 15.00–16.00 Uhr

Führungen für Gruppen: Voranmeldung erforderlich

Das Wiener Rothschild-Spital

Christoph Lind

*Das Spital der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde, genannt „Rothschild-Spital“
© JMW, Foto: Werner Hierzer*

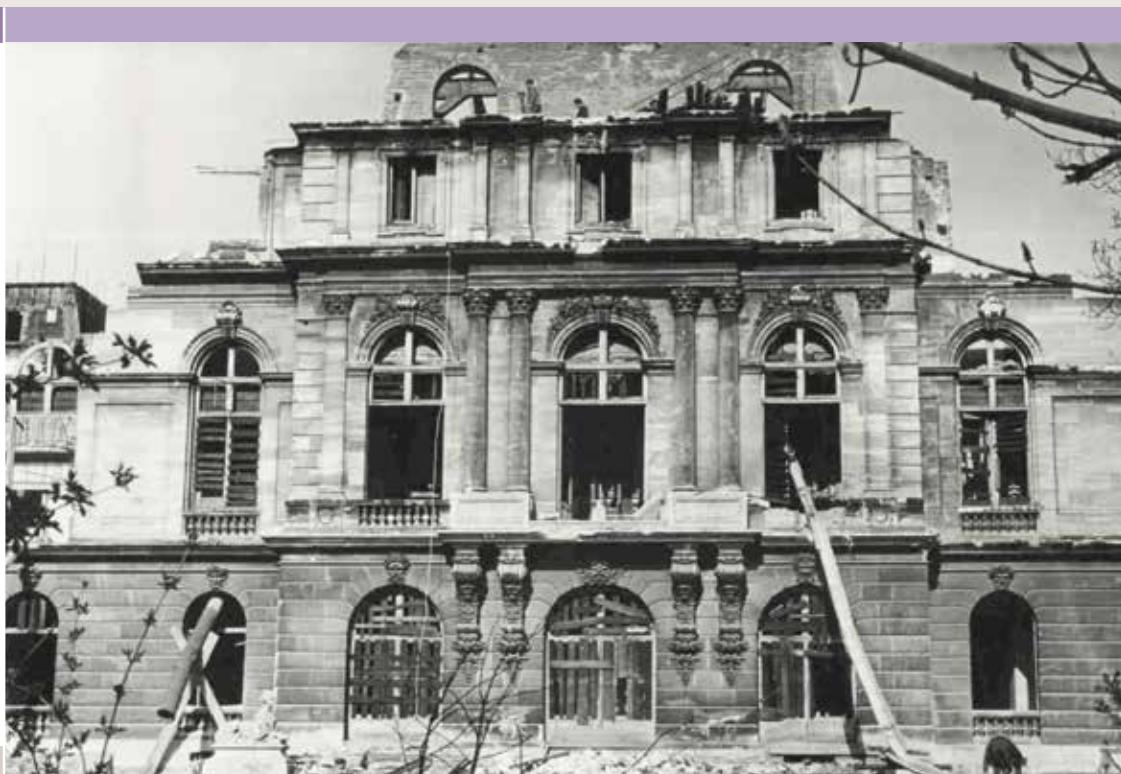
Rechte Seite: Der Abriss des Rothschild-Spitals im Jahr 1956 © ÖNB, Foto: Albert Hilscher



Fast 100 Jahre lang, von 1873 bis 1960, stand am Währinger Gürtel Nummer 97 das Gebäude des Krankenhauses der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) Wien. Das „Rothschild-Spital“, wie es offiziell hieß, trug seinen Namen nach der berühmten Bankiers-Familie, da Anselm Freiherr von Rothschild es aus eigenen Mitteln erbauen und einrichten hatte lassen. Der Neubau diente als Ersatz für das alte, 1793 erbaute jüdische Spital in der Seegasse, das ebenfalls von der Familie Rothschild finanziell unterstützt worden war. Entworfen wurde das neue Gebäude von Wilhelm Stiassny, einem der bedeutendsten Architekten seiner Zeit, gewidmet war es dem Gedenken an Anselms Vater Salomon von Rothschild, dem Stammvater

der Wiener Linie des Hauses.¹ Das Spital war modern eingerichtet und entsprach sowohl den Ansprüchen und Standards seiner Zeit wie auch jenen der weltberühmten Wiener medizinischen Schule. Schon im ersten Jahrzehnt seines Bestehens wurden auch Menschen mit psychischen Problemen aufgenommen. In der Diktion der Zeit zählten dazu die „Hysteria“, die vor allem Frauen zugeschrieben wurde, aber als „Hysteria virilis“ auch Männer betreffen konnte, die „Melancholia“ und die „Mania“.² Eine spezialisierte Einrichtung für psychisch kranke Menschen gab es jedoch nicht, und „zweifellos Geisteskranke“, wie es im „Organisations-Statut“ von 1873 hieß, waren von der Aufnahme explizit ausgeschlossen.³

und seine psychiatrische Ambulanz



Solche Fälle wurden in die dafür vorgesehenen Einrichtungen des Erzherzogtums Österreich unter der Enns gebracht. In Wien war dies die „Landes-Irrenanstalt“, die 1853 auf dem Gelände des Allgemeinen Krankenhauses (AKH) als Ersatz für ihre Vorläufer, unter anderem den berühmten „Narrenturm“, gegründet worden war und 1907 in den Neubau „Am Steinhof“ übersiedelte. Die jüdischen Patienten und Patientinnen wurden dort auch, zumindest an den hohen Feiertagen, mit koscherer Kost versorgt. Daneben gab es noch die öffentlichen Anstalten in Ybbs an der Donau (gegründet 1858), Klosterneuburg (1882), Gugging (1885) und Mauer-Öhling (1902). Letztere Einrichtung verfügte übrigens auf ihrem

Friedhof auch über eine jüdische Abteilung. Privat geführte Anstalten bestanden in Wien in den Bezirken Döbling (1819), Hietzing (1871) und Landstraße (1834) sowie auf dem Land in Inzersdorf (1872), Tulln (1883) und Rekawinkel (1904/06). Nathaniel Freiherr von Rothschild, nach dem Historiker Roman Sandgruber *der größte Wohltäter Österreichs*, gründete 1905 zudem eine Stiftung, die in Wien die Schaffung der beiden Nervenheilanstanlagen Rosenhügel (1912) und Maria-Theresien-Schlössel (1914) ermöglichte.⁴

Anfang des 20. Jahrhunderts entschloss sich dann auch das Rothschild-Spital dazu, das Haus um eine spezialisierte Versorgungseinrichtung für psychisch kranke Menschen zu erweitern. Dies erfolgte aller-

dings nicht in Form einer geschlossenen Anstalt, wie beispielsweise „Am Steinhof“, sondern als Ambulanz, die am 9. April 1907 eröffnet wurde.⁵

Die Ambulanz 1907–1938

Geleitet wurde die Ambulanz von Dr. Moritz Infeld, der diese Position bis nach dem „Anschluss“ Österreichs an das „Dritte Reich“, also mehr als 30 Jahre lang, innehaben sollte. Ein näherer Blick auf seine Biographie ist daher, soweit diese (hier zum ersten Mal) fassbar ist, angebracht. Moritz Infeld wurde am 12. September 1868 in Krakau als Sohn von Juda und Amalie Infeld geboren. Sein Vater zog bald nach Moritz' Geburt mit seiner Familie nach Baden bei Wien, wo er ab 1871 als Religionslehrer und Sekretär der dortigen IKG wirkte. Es ist anzunehmen, dass Moritz in Baden zur Schule ging und dort auch das Gymnasium

besuchte. Nach der Matura begann er Medizin zu studieren, sein Rigorosum bestand er 1889.⁶ Im April 1892 scheint er als Arzt in der Mariannengasse 2 im 9. Wiener Gemeindebezirk auf.⁷ Von 1897 bis 1902 war Infeld Assistent an der II. psychiatrischen Universitätsklinik, zuerst unter Richard von Krafft-Ebing und dann unter dessen Nachfolger Julius Wagner-Jauregg. Er wurde Primar der Beobachtungsabteilung im AKH und schrieb 1902 einen Aufsatz mit dem Titel „Beiträge zur Kenntnis der Kinderpsychosen“.⁸ Infeld war Mitglied des „Vereins für Psychiatrie und Neurologie in Wien“ und auch der „Österreichischen Gesellschaft für experimentelle Phonetik“. Gelegentlich hat er in der „Wiener Medizinischen Wochenschrift“ publiziert.⁹ Erst relativ spät, im Alter von 42 Jahren, heiratete Infeld 1910 im Wiener Stadttempel Clara Frey.¹⁰ Die beiden wohnten bis 1938 in der Lazarettgasse 11 im 9. Bezirk, wo er auch eine Privatpraxis geführt haben dürfte.¹¹

Als Leiter der neuen psychiatrischen Ambulanz im Rothschild-Spital hatte sich Infeld im ersten Jahr ihres Bestehens bereits um immerhin 539 Patienten zu kümmern.¹² Auch der Erste Weltkrieg, der wenige Jahre später ausbrach, hat die Ambulanz höchstwahrscheinlich entsprechend gefordert – das Spital stellte damals 100 Betten für Verwundete zur Verfügung¹³ – Genaueres ist dazu jedoch leider nicht bekannt.

Jedenfalls bestand großer Bedarf für psychiatrische Behandlung, da der „Große Krieg“ und die vielen neuen technischen Methoden, mit denen dieser geführt wurde, die Soldaten nicht nur körperlich, sondern auch psychisch versehrte. Die Symptome der „Kriegsneurotiker“, „Kriegshysteriker“, „Kriegspsychotiker“, „Kriegszitterer“, „Kriegsschüttler“ oder „Kriegsneurastheniker“ reichten von nervösem Zucken, ständigem Zittern, Muskelkrämpfen, Lähmungen, Gehstörungen, Stottern, Taubheit, Taubstummheit, Sehstörungen, Blindheit, lethargischen Schlaf- und Dämmerzuständen bis hin zu Bewusstlosigkeitsanfällen und Zusammenbrüchen. Die Zahl der in ganz Wien diesbezüglich untersuchten und behandelten Soldaten wurde 1918 auf 120.000 geschätzt.¹⁴ Auch Moritz Infeld befasste sich mit solchen Krankheitsbildern und stellte am 28. Jänner 1916 im Rahmen einer Zusammenkunft der „K. k. Gesellschaft der Ärzte in Wien“ einen Soldaten vor, der in Folge einer Schussverletzung an einem *rhythmischem Nickkrampf des Kopfes* litt. Infeld hielt die Ursache für organisch, während der Neurologe Dr. Emil Redlich, Direktor

Anselm Salomon Freiherr von Rothschild © ÖNB



der Nervenheilanstalt Maria-Theresien-Schlössel, von „Hysterie“ ausging.¹⁵ Die von den Militärpsychiatern am meisten geschätzte Methode zur Heilung solcher Patienten war die äußerst schmerzhafte Elektroschock-Therapie, die auch von Julius Wagner-Jauregg eingesetzt wurde. Nach 1918 musste er sich dafür vor der „Kommission zur Erhebung militärischer Pflichtverletzungen“ verantworten. Sigmund Freud, der damals als Sachverständiger beigezogen wurde, entlastete Wagner-Jauregg, kritisierte die Wiener Militärpsychiatrie jedoch heftig.¹⁶

Für die Psyche vieler Soldaten war der Krieg 1918 nicht zu Ende. Seelisch schwer versehrt gehörten die „Kriegszitterer“ zum alltäglichen Straßenbild Wiens und waren auch in den Gast- und Kaffeehäusern zu finden. Die Zeitschrift „Der Invalide“ berichtete 1921 über eine „Krüppelparade“ auf der Ringstraße, bei der vorzeitig gealterte Männer mit fehlenden Gliedern, mit

Liste der bei der Ärztezentrale gemeldeten Ärzte, unter ihnen auch Dr. Infeld. Entnommen aus dem Amtlichen Teilnehmerverzeichnis des Fernsprechnetzes Wien. Ausgabe Mai 1938. Hg. von der Telegraphendirektion für Wien, Niederösterreich und Burgenland © Findbuch für Opfer des Nationalsozialismus (www.findbuch.at)

K für Nerven- und Geisteskrankheiten:	
Adler-Wilkman, Dr. Ilka • (amtl. Amtl. Allg. Poliklinik (auch Anstalt), V. Margaretenstr. 109. A-35-2-26	
Ahrens, Dr. Otto • (amtl. 1914-1918, VIII., Jägerkaserne 18. Bei Nichtmeiden Arztkontrolle. B-44-5-51)	
Bauer, Dr. Robert • (15-17, IX., Strelledburg, 12. Bei Nichtmeiden Arztkontrolle. B-15-7-21)	
Bergler, Dr. Edmund • Assst. am psychosomatik. Ambulanz (beginn vorch. Anrufl., L. Sillrechte 7. R-21-1-25-1)	
Borov, Dr. Josef • (amtl. Prof. 1915-16, I. Zellringg, R. U-20-6-32)	
Böhning, Dr. Eduard • (amtl. Prof. Anrufl., VII., Schönstern, 31. B-35-5-45)	
Bibring-Lahmeyer, Dr. Grete, VII., Siebenstern, 31. B-35-5-45	
Bien, Dr. Ernst • (11-15, IX., Spitalgasse 11. B-42-2-32)	
Bischoff, Dr. Ernst, Univ.Prof. • (amtl. 1914-15, Billinshof, 62 (Prof. gasse 2). Bei Nichtmeiden Arztkontrolle. B-12-1-27)	
Weiss, Dr. Eugenius • (amtl. Prof. 1914-15, I. Makartstr. 6. Bei Nichtmeiden Arztkontrolle. B-27-1-77)	
Wells, Dr. Balá • (15-17, IX., Lösegasse 11. A-11-6-17)	
Zemler, Dr. Arthur • (15-16, D. Recht, Wieden 19. Bei Nichtmeiden Arztkontrolle. A-32-0-23)	
Zappert, Dr. Julius • (amtl. Univ.-Prof. 1913-1916, VIII., Spitalgasse 18. Bei Nichtmeiden Arztkontrolle. B-43-0-78)	
Karfi, Dr. Max • (amtl. Prof. Praktarzt (gegen wichtige Anmeldung). XVIII. 3. Barieng. 38. B-42-0-94)	
Kievogl, Dr. Ludwig • Primärarzt (15. XII. II. Landstr. Hauptstr. 21. B-53-0-29)	
Bei Nichtmeiden. B-43-0-400	
Zuckowsky, Dr. Hermann • Primärarzt (XII., M., Fr. 13-15, VIII., Landstradestraße 76. Bei Nichtmeiden Arztkontrolle. A-25-604)	
nation; BII, 9. Fr. 14-15, XVIII, Schulgasse 34), Wohnung, XIII/2, Baumgartenstr. 1. U-30-3-91	
Gorenstein, Dr. Josef • (amtl. Prof. Praktarzt (15-16). I. Bei Nichtmeiden Arztkontrolle. B-11-1-16)	
Greiss, Dr. Max • (amtl. Prof. 1913-14, VIII., Alterla. 10. Bei Nichtmeiden Arztkontrolle. A-20-5-97)	
Hars, Dr. Margarete • (amtl. 1914-15, Gußendorfstr. 78. B-21-9-46)	
Hetschmann, Dr. Eduard • (amtl. 1914-15, Währingg. 24. B-11-404)	
Hof, Dr. Hans • (amtl. Prof. 1915-16, VII., Hung. 42. Bei Nichtmeiden Arztkontrolle. B-32-0-89)	
Hofner, Dr. Wilhalm • (amtl. Prof. Vierkantstr. 1, Donauinsel 7. R-28-1-26)	
Hoffmann, Dr. Ernst Paul (amtl. Anmeldung). XII., Marienhilferstr. 2825 (Eingang Thom. 20). A-31-0-89	
Hofwirth, Dr. Hans • (amtl. 1915-17, III., Lützowg. 29. U-19-4-85)	
Infeld, Dr. Moriz • Primärarzt (1916 bis 17, IX/2, Lazarettr. 11. Bei Nichtmeiden Arztkontrolle. A-23-2-45)	
Inokowicz, Dr. Otto • (gegen vorch. Anmeldung). VIII., Pariserstr. 38. R-28-1-26	
Jakob, Dr. Ludwig • (amtl. 1914-15, Tabakspalais 1. R-24-105)	
Jauchim, Dr. Albert • Med. K., em. Leiter d. Nervenheilanstalt Reichenau (Mu., Mt., Sa. 15-16), IX/2, Währingerstr. 14. R-55-1-70	
Johi, Dr. Robert Kanz • (15-16, gegen vorch. Anmeldung). I., Opernring 19. Bei Nichtmeiden Arztkontrolle. B-27-0-65)	
Klamperer, Dr. Edith • (15-16, Prof. am 3. Psychiatr. & Neurolog. Schulschifff. 1. B-22-205)	
Kogauer, Dr. Heinrich • (amtl. nach Anmeldung). IX/2, Schwarzenpanierstr. 9. Bei Nichtmeiden Arztkontrolle. A-21-2-86	
Kalleh, Dr. Siegfried • Med. K. am	

nervös zuckenden Leibern über dieselbe zogen. Andere wiederum verloren sich im Alkohol oder in politischer Radikalität, blieben emotional abgestumpft und wurden in ihren Familien gewalttätig.¹⁷ Vielleicht lässt sich der rasante Anstieg der Besucherfrequenz in der psychiatrischen Ambulanz des Rothschild-Spitals nach 1918 auch damit erklären, dass viele traumatisierte Soldaten dort Hilfe suchten. Im Vergleich zu 1907 hatte sich diese bis Mitte der 1920er Jahre nämlich mehr als verdoppelt und ging erst in den 1930ern wieder zurück.¹⁸ Leider weisen die Jahresberichte der IKG, denen diese Zahlen entnommen sind, weder Geschlecht noch Alter der Besucher aus und auch über ihre Krankheiten ist nichts bekannt, weshalb diese Überlegungen vorläufig spekulativ bleiben müssen.

Zu den Folgen des Krieges – hier sei ein kleiner Exkurs gestattet – gehörte auch eine Befeuierung der eugenischen und rassenhygienischen Debatte, da das Massensterben der Jahre von 1914 bis 1918 mit der Vorstellung einer „negativen Auslese“, also dem Tod der vermeintlich „Besten“ eines Volkes, in Zusammenhang gebracht wurde – im Gegensatz zu „Drückebergern“ oder „Simulanten“, die den Krieg überlebt hatten. Mit letzterem Vorwurf mussten übrigens auch die „Kriegsneurotiker“ leben, wie auch die jüdischen Kriegsveteranen.¹⁹ In Österreich wurde die eugenische Debatte quer durch alle großen politischen Lager der Ersten Republik – das christlichsoziale, das sozialdemokratische und das deutsch-nationale – gleichermaßen geführt.²⁰

Auch vor vielen Zionisten machte dieses Gedankengut nicht halt, da die Wiederherstellung eines jüdischen Staates nur mit dem besten „Menschenmaterial“ erfolgen sollte.²¹ Der jüdische „Volkskörper“ war hin zum Idealbild des gestählten „Muskeljuden“ zu stärken, so der Mitbegründer der Zionistischen Weltorganisation Max Nordau.²² Analog zum Zionismus als politische Antwort auf den Antisemitismus, beschäftigten sich einige jüdische Wissenschaftler mit „Rassenfragen“. Der Gynäkologe Wilhelm Nußbaum beispielsweise gründete im Sommer 1933 in Berlin die „Arbeitsgemeinschaft für Jüdische Erbforschung und Eugenik“. Im Jüdischen Krankenhaus der Stadt richtete er 1934 zudem eine „Erbbiologische Sprechstunde“ ein. Es ist bezeichnend, dass dies erst nach der sogenannten „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten geschah. Nußbaum hatte die Bedeutung der Rassenpolitik für den NS-Staat erkannt, seine Bemühungen zielten jedoch letztlich darauf ab, die Juden vor deren Auswirkungen zu schützen. Folgerichtig betrachtete



die Gestapo die Tätigkeit der „Arbeitsgemeinschaft“ ab 1935 als unerwünscht. Nußbaum emigrierte noch im selben Jahr in die USA.²³ Drei Jahre später begannen die Nationalsozialisten, ihre Rassenpolitik auch in Österreich umzusetzen.

Nach dem „Anschluss“

Diese Umsetzung begann sofort nach dem „Anschluss“ mit Vertreibung und Entrechtung. Der Terror wurde durch Übergriffe wie die berüchtigten „Reibpartien“ und körperliche Misshandlungen noch verstärkt. Die Opfer wurden teils schwer verletzt in das Rothschild-Spital eingeliefert, wie beispielsweise Ignaz Wodicka, der Besitzer des größten Kaufhauses von Floridsdorf. Er hatte sich als Protest gegen die „Reibaktionen“ mit allen seinen Auszeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg – und einem Davidstern – öffentlich gezeigt, wofür er brutal zusammengeschlagen wurde.²⁴ Auch die Häftlinge aus dem Hotel Metropol, dem Sitz der Gestapo-Leitstelle Wien, wurden oft mit durch schwerste Misshandlungen verursachte Verletzungen in das Rothschild-Spital gebracht – dem einzigen Krankenhaus der Stadt, das Juden noch aufsuchen durften.²⁵ Es war dementsprechend bald vollkommen

Viktor Frankl mit seinen Mitarbeitern 1940
© IMAGNO/Viktor Frankl Archiv

Rechte Seite: Ordinationsschild des Arztes Dr. Neuwalder, der nur noch jüdische Patientinnen und Patienten behandeln durfte. © ÖNB

überfüllt, weshalb die Bettenzahl bis Jänner 1939 von 250 auf 350 erhöht werden musste.²⁶ Ein zusätzlicher Grund für die Überfüllung war der Umstand, dass Menschen, die ihre Wohnung zwangsräumen oder emigrieren mussten, ihre pflegebedürftigen Angehörigen ins Spital brachten, da sie sich nicht mehr um sie kümmern konnten.²⁷ Viele Zielländer nahmen zudem nur gesunde Flüchtlinge auf, wofür die entsprechenden Untersuchungen ebenfalls im Rothschild-Spital durchgeführt wurden.²⁸

Die jüdischen Ärzte des Spitals – und der ganzen Stadt – durften sich nur noch „Krankenbehandler“ nennen und standen unter der Aufsicht von Dr. Max Tobis, der auch ärztlicher Beisitzer am Erbgesundheitsgericht und als solcher für Zwangssterilisierungen mitverantwortlich war. Ende 1938 gab es in Wien 368 jüdische „Krankenbeandler“ – darunter auch einige Frauen – wovon 79 im Rothschild-Spital arbeiteten.²⁹

Dort war mit dem SS-Arzt Dr. Eduard Sponer von 1939/40 bis zumindest März 1941 auch ein eigener „Aufsichtsarzt“ der Gestapo tätig.³⁰

Der NS-Terror brachte viele Wiener Jüdinnen und Juden in psychische Ausnahmezustände, was sich in der steigenden Zahl von Selbsttötungen zeigte, die rund um die Novemberpogrome 1938 einen Höhepunkt erreichten. Laut Dr. Erich Stern, seit 1931 Chirurg im Haus, verwendeten die meisten Menschen dafür eine Überdosis Schlafmittel. Er berichtete aber auch von einem Patienten, der sich selbst die Kehle durchgeschnitten hatte – er wurde im Rothschild-Spital gerettet, nur um später in einem KZ ermordet zu werden.³¹ Welche Rolle die psychiatrische Ambulanz in all diesem Elend spielte, ist unerforscht, hier kann aktuell nur gemutmaßt werden. So ist beispielsweise eine Nachbehandlung derjenigen, die Selbstmordversuche überlebt hatten, denkbar, auch wenn ihre Motive wohl eher der Verzweiflung über die politischen Umstände als unmittelbar einer psychischen Krankheit entsprungen waren. Es ist jedenfalls bezeichnend, dass im Gegensatz zu anderen Ambulatorien des Rothschild-Spitals – viele Ärzte hatten bereits das Land verlassen – die psychiatrische Ambulanz nicht aufgelöst wurde.³² Bis Herbst 1938 wurde die Abteilung nach wie vor von

Moritz Infeld geleitet, bis er im Dezember 1938 mit seiner Frau Clara nach Brüssel emigrierte.³³ Von dort floh er weiter nach Großbritannien.³⁴ Die „Ära Infeld“ im Rothschild-Spital war damit zu Ende, nicht aber der Lebensweg von Moritz Infeld. Er emigrierte 1950, im Alter von 81 Jahren, tatsächlich noch nach New York³⁵ und hatte die Absicht, dort neuerlich zu praktizieren.³⁶ Ob ihm dies gelungen ist, ist nicht bekannt.

Trotz der Flucht ihres Leiters aus dem nationalsozialistischen Wien wurde die psychiatrische Ambulanz weiter betrieben. Infelds Nachfolge trat Alfred Viktor Frisch an.³⁷ Als dieser kurz nach Kriegsbeginn 1939 nach Großbritannien floh, folgte ihm Viktor Frankl als Leiter nach.³⁸ Von Frankls Tätigkeit sind – neben den hochumstrittenen Experimenten, die er dort an gescheiterten „Selbstmörder“ durchführte³⁹ – vor allem seine Versuche bekannt, jüdische Psychiatrie-Patienten vor der NS-Euthanasie zu retten. Diese wurden ab 1940 in der Heil- und Pflegeanstalt „Am Stein-hof“ konzentriert, die als diesbezügliche Sammelstelle für Wien diente.⁴⁰ Im Frühsommer 1940 wurden von dort 400 Juden in das Vernichtungszentrum Hartheim gebracht und ermordet, manche der Opfer erst nach einem Zwischenaufenthalt in den Anstalten Ybbs oder Linz-Niedernhart.⁴¹

Um diese Menschen dem NS-Euthanasie-Programm zu entziehen, nahm Frankl sie entgegen der bestehenden Vorschriften im Rothschild-Spital oder im jüdischen Altersheim auf und verschleierte ihre Diagnosen. Auch die Fürsorgerin Franzi Löw konnte mit seiner Hilfe im Mai 1941 fünf von ursprünglich 23 geistig behinderten Jugendlichen, deren Vormund sie war und die wegen ihrer Beeinträchtigung nicht mit ihren Eltern in die Emigration gehen hatten können, im Spital unterbringen. Die übrigen wurden wahrscheinlich in Hartheim ermordet.⁴² Die vorläufig Geretteten waren nun zwar der NS-Euthanasie entkommen, wurden dann aber in die Massendeportationen aus Wien einbezogen und (meist) in den Lagern Osteuropas in den Tod geschickt.

Edith Holzer, die als Krankenschwester im Rothschild-Spital arbeitete, erinnerte sich daran, wie die Leute vom Altersheim in der Malzgasse 16 beziehungsweise von der Geriatrie oder der Nervenabteilung des Spitals deportiert wurden: *Da haben alle mitarbeiten müssen, auch unsere Spitalsdiener mussten mithelfen. Draußen ist die SS gestanden und hat Befehle erteilt, „Mach das, mach das“, und haben alle mit Gewalt in Lastwagen hineingeschoben. Weiter wissen wir dann*





nicht mehr, was mit den Menschen geschehen ist, ich glaub', die sind nach Polen gekommen.⁴³

Viele Menschen versuchten sich der Deportation dadurch zu entziehen, dass sie sich mit vermeintlichen Krankheiten ins Rothschild-Spital in Behandlung begaben. Dies blieb der Gestapo natürlich nicht verborgen und sie veranlasste die SA, im Haus entsprechende Razzien durchzuführen. Geleitet wurden diese „Aktionen“, wie Erich Stern berichtete, von einem Medizin-Studenten im Rang eines Scharführers der SA. Sie erfüllten ihren Zweck. Viele tatsächlich kranke Menschen versuchten daraufhin unter allen Umständen zu vermeiden, ins Rothschild-Spital eingeliefert zu werden. Dennoch musste die Zahl der Betten um weitere 100 auf 450 erhöht werden, da durch die Deportation ihrer Angehörigen zahlreiche Kranke unversorgt in Wien zurückgeblieben waren.⁴⁴ Am 17. Juni 1942 ordnete die Gestapo die Räumung des Gebäudes und seine Übersiedlung in das ehemalige Altersheim in der Malzgasse 16 an. Im September wurde die IKG gezwungen, den Großteil ihrer Angestellten und damit auch den Großteil der Ärzte und Ärztinnen sowie des Spitalpersonals zu entlassen. Die meisten, darunter Viktor Frankl, wurden nach Theresienstadt und später nach Auschwitz deportiert, andere entzogen sich diesem Schicksal durch Selbsttötung. Mitte Oktober 1942

Das unter amerikanische Militärkontrolle stehende Rothschild-Spital wurde als Durchgangslager für osteuropäische Flüchtlinge genutzt. Ankunft einer Gruppe polnischer Juden, 6. 9. 1946, United States Information Service © ÖNB

nahm das in Wien verbliebene Personal den Spitalsbetrieb in den neuen Räumlichkeiten in der Malzgasse wieder auf. Eine psychiatrische Abteilung gab es allerdings nicht mehr. Bis Kriegsende wurden in diesem Haus im Schnitt 100 bis 140 Patienten und Patientinnen sowie ab 1944 ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter und -arbeiterinnen versorgt. Der alte Standort in der Währingerstraße wurde – gegen den Willen des zuständigen Stadtrats Max Gundel, der in seiner Abteilung „Gesundheitswesen“ auch für die „Erb- und Rassenpflege“ verantwortlich war und das Spital der Zivilbevölkerung zukommen lassen wollte – vom Deutschen Reich „arisiert“. In der Folge richtete die SS dort ein Lazarett ein, das bis Kriegsende bestand.⁴⁵

Nach dem Krieg

Das Rothschild-Spital überstand die Kriegsjahre zunächst unbeschädigt und wurde erst Anfang 1945 durch Bombentreffer schwer in Mitleidenschaft ge-

zogen. Nachdem es unmittelbar nach Kriegsende als provisorisches Gefängnis für Nationalsozialisten gedient hatte, stellte es die US-amerikanische Besatzungsmacht im Sommer 1945 jüdischen Displaced Persons (DPs) und Flüchtlingen zur Verfügung. Mit Hilfe der US-Armee wurden die größten Schäden behoben und der Mitteltrakt wieder als Krankenhaus eingerichtet. Bis 1952 durchliefen geschätzte 250.000 Juden und Jüdinnen, die aus Osteuropa geflohen waren, das Lager im Rothschild-Spital.⁴⁶ Es war für sie tatsächlich ein „Wartesaal der Hoffnung“, wie das Jüdische Museum Wien 2012/13 eine Ausstellung zum Thema betitelte.⁴⁷ Nach der Restitution an die IKG wurde das Gebäude für die winzige jüdische Nachkriegsgemeinde viel zu groß und daher 1959 an die Wirtschaftskammer verkauft und 1960 abgerissen. Bis 1963 entstand auf dem Areal nach Entwürfen des Architekten Karl Schwanzer das Wirtschaftsförderungsinstitut (WIFI).⁴⁸ Im Jahr 2010 wurde dort zur Erinnerung an das Rothschild-Spital eine Gedenktafel enthüllt.⁴⁹

Anmerkungen

- 1 Bernhard Wölfler, *Das alte und neue Israeliten-Spital. Nach authentischen Quellen dargestellt.* Wien 1873, S. 29–30, 61–62, 71.
- 2 Leopold Oser, Bernhard Wölfler, *Das Spital der Israelitischen Cultusgemeinde Wien seit der Eröffnung am 10. April 1873 bis Ende 1883.* Wien 1885, S. 90. Zur Hysteria Virilis siehe Hans-Georg Hofer, *Nervenschwäche und Krieg. Modernitätsskritik und Krisenbewältigung in der österreichischen Psychiatrie (1880–1920).* Wien 2004, S. 227.
- 3 Organisations-Statut für das Spital der israelitischen Cultusgemeinde in Wien. Wien 1873, S. 4.
- 4 Eberhard Gabriel, Martina Gamper (Hg.), *Psychiatrische Institutionen in Österreich um 1900.* Wien 2009, S. 10–14; Bericht des Vorstandes der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien über seine Tätigkeit in den Jahren 1908 und 1909. Wien 1910, S. 13; Roman Sandgruber, Rothschild. Glanz und Untergang des Wiener Welthauses. Wien 2018, S. 206–207. Zum jüdischen Friedhof in Mauer-Öhling siehe Philipp Mettauer, *Die „Heil- und Pflegeanstalt“ Mauer-Öhling in der NS-Zeit. Ein Werkstattbericht.* In: Pflege professionell, *Das Open Source Fachmagazin für den Gesundheitsbereich.* Frühling 2017, S. 21–26.
- 5 Ruth Koblizek, *Das Spital der Israelitischen Kultusgemeinde Währinger Gürtel 97.* In: Wiener Geschichtsblätter 4/1998, S. 233–248, hier S. 240.



Landeskliniken-Holding
IHRE GESUNDHEIT, UNSER ZIEL.

Eine eingetragene Einschaltung der NÖ Landeskliniken-Holding

DIE NÖ LANDESKLINIEN-HOLDING:

- der größte Klinikbetreiber Österreichs
- an 27 Standorten werden pro Jahr rund 350.000 stationäre Aufenthalte verzeichnet sowie 168.000 operative Leistungen durchgeführt
- 21.500 hervorragende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter als höchstes Gut
- garantiert den Patientinnen und Patienten eine wohnortnahe Gesundheitsversorgung rund um die Uhr und auf höchstem Niveau
- österreichweit Vorreiter für medizinische Qualitätsstandards, -sicherung und Fortbildung
- einer der wesentlichen Motoren der NÖ Wirtschaft

www.lknoe.at

- 6 www.genteam.at (23. 1. 2019); Hans Meissner, Cornelius Fleischmann, *Die Juden von Baden und ihr Friedhof. Baden 2002*, S. 32, 245. Juda Infeld starb 1918, seine Frau Amalie 1922. Beide sind auf dem jüdischen Friedhof in Baden begraben.
- 7 Wiener Medizinische Wochenschrift, Nr. 19/1892, Spalte 772.
- 8 Gerhardt Nissen, *Kulturgeschichte seelischer Störungen bei Kindern und Jugendlichen*. Stuttgart 2005, S. 255.
- 9 Jahrbücher für Psychiatrie und Neurologie. Organ des Vereines für Psychiatrie und Neurologie in Wien. Leipzig 1913, S. 417; Wiener Medizinische Wochenschrift, Nr. 27/1922, Spalte 1172.
- 10 www.genteam.at (24. 1. 2019).
- 11 WStLA, Meldeauskunft Moritz Infeld; Telegraphendirektion Wien, Niederösterreich und Burgenland (Hg.), Amtliches Teilnehmerverzeichnis des Fernsprechnetzes Wien. Ausgabe Wien, Mai 1938, S. XXXV.
- 12 Koblizek, *Das Spital* (wie Anm. 5.), S. 240.
- 13 Ruth Koblizek, *Das Judentum in Wien*. In: Michael Heindl, Ruth Koblizek (Hg.), *125 Jahre Rothschild-Spital*. Wien 1998, S. 4.
- 14 Peter Schwarz, „Die Opfer sagen, es war die Hölle.“ Vom Tremolieren, Faradisieren, Hungern und Sterben: Krieg und Psychiatrie in Wien. In: Alfred Pfoser, Andreas Weigl (Hg.), *Im Epizentrum des Zusammenbruchs. Wien im Ersten Weltkrieg*, Wien 2013, S. 326–335, hier 327–328; Hofer, Nervenschwäche (wie Anm. 2), S. 236–252.
- 15 Wiener Medizinische Wochenschrift, Nr. 6/1916, Spalte 245.
- 16 Schwarz, *Die Opfer* (wie Anm. 14), S. 328–330. Siehe auch Kurt R. Eissler, Freud und Wagner-Jauregg vor der Kommission zur Erhebung militärischer Pflichtverletzungen. Wien 1979.
- 17 Hofer, Nervenschwäche (wie Anm. 2), S. 366–372.
- 18 Bericht der Israelitischen Kultusgemeinde Wien über die Tätigkeit in der Periode 1925–1928. Wien 1928, S. 43 und Tabelle XIII; bzw. Bericht des Präsidiums und des Vorstandes der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien über die Tätigkeit in den Jahren 1933–1936. Wien 1936, S. 89. Die Patientenzahlen der psychiatrischen Ambulanzen betragen 1907: 539; 1926: 1.293; 1927: 1.077; 1932: 786; 1933: 713; 1934: 698; 1935: 752.
- 19 Stefan Kühl, *Die Internationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen eugenischen Bewegung im 20. Jahrhundert*. Frankfurt/Main 2014, S. 55–72; Schwarz, *Die Opfer* (wie Anm. 14), S. 330. Siehe auch Hofer, Nervenschwäche (wie Anm. 2), S. 350–358.
- 20 Siehe Gerhard Baader, Veronika Hofer, Thomas Mayer (Hg.), *Eugenik in Österreich. Biopolitische Strukturen von 1900 bis 1945*. Wien 2007.
- 21 Gerhard Baader, Julius Tandler und seine „Gesundheitliche Beratungsstelle für Ehewerber“ in Wien. In: Caris-Petra Heidel (Hg.), *Sexualität und Judentum*. Frankfurt/Main 2018, S. 111–112.
- 22 Christian Muckenhuber, Sport und „Muskeljudentum“. In: *Handbuch Jüdische Kulturgeschichte*, online: <http://hbjk.sbg.ac.at/kapitel/sport-und-muskeljudentum> (7.4. 2019).
- 23 Veronika Lipphardt, *Biologie der Juden. Jüdische Wissenschaftler über „Rasse“ und Vererbung 1900–1935*. Göttingen 2008, S. 278–299.
- 24 Herbert Rosenkranz, *Verfolgung und Selbstbehauptung. Die Juden in Österreich 1938–1945*. Wien 1978, S. 44.
- 25 Elisabeth Boeckl-Klamper, Thomas Mang, Wolfgang Neugebauer, *Gestapo-Leitstelle Wien 1938–1945*. Wien 2018, S. 236.
- 26 Michaela Raggam-Blesch, *Zwischen Rettung und Deportation. Jüdische Gesundheitsversorgung unter der NS-Herrschaft in Wien*. In: Herwig Czech, Paul Weindling (Hg.), *Österreichische Ärzte und Ärztinnen im Nationalsozialismus*. Wien 2017, S. 67–88, hier S. 68; Shoshana Duizend-Jensen, *Jüdische Gemeinden, Vereine, Stiftungen und Fonds. „Arisierung“ und Restitution*. Wien 2004, S. 79.
- 27 Rosenkranz, *Verfolgung* (wie Anm. 24), S. 198–199.
- 28 Erich Stern, *Die letzten zwölf Jahre Rothschild-Spital Wien 1931–1943*. Wien 1974, S. 11.
- 29 Daniela Angetter, Christine Kanzler, „...sofort alles zu veranlassen, damit der Jude als Arzt verschwindet“. *Jüdische Ärztinnen und Ärzte in Wien 1938–1945*. In: Czech, Weindling (Hg.), *Österreichische Ärzte und Ärztinnen* (wie Anm. 26), S. 47–66, hier 48–53; Herwig Czech, *Ärzte am Volkskörper. Die Wiener Medizin und der Nationalsozialismus*. Unveröff. Diss. Univ. Wien 2007 S. 31–39.
- 30 Boeckl-Klamper, Mang, Neugebauer, *Gestapo-Leitstelle Wien* (wie Anm. 25), S. 249–250; Rosenkranz, *Verfolgung* (wie Anm. 24), S. 264.
- 31 Stern, *Die letzten zwölf Jahre* (wie Anm. 28), S. 11.
- 32 Ebd., S. 9.
- 33 WStLA, Meldeauskunft zu Moritz Infeld.
- 34 Ilse Reiter-Zatloukal, Barbara Sauer, *Wien als Ziel und Ausgangspunkt ärztlicher Migration 1848 bis 1941*. In: Daniela Angetter, Birgit Nemec, Herbert Posch, Christiane Druml, Paul Weindling (Hg.), *Strukturen und Netzwerke. Medizin und Wissenschaft in Wien 1848–1955*. Göttingen 2018, S. 557–630, hier S. 591.
- 35 <https://www.libertyellisfoundation.org/passenger-result> (23.1. 2019).
- 36 Hasia Diner, Shira Kohn, Rachel Kranson (Hg.), *A Jewish Feminine Mystique? Jewish Woman in Postwar America*. New Brunswick 2010, S. 111.
- 37 Gernot Schnaberth, *Die Neurologie in Wien von 1870 bis 2010*. Wien 2010, S. 87. Dieser ist wohl nicht mit dem Internisten Alfred Viktor Frisch (1890–1960) zu verwechseln.
- 38 Michaela Raggam-Blesch, *Vom Währinger Gürtel in die Malzgasse. Das jüdische Gesundheitswesen 1938–1942*. In: Dieter J. Hecht, Eleonore Lappin-Eppel, Michaela Raggam-Blesch (Hg.), *Topographie der Shoah. Gedächtnisorte des zerstörten jüdischen Wien*, Wien 2017, S. 261–267, hier S. 264.
- 39 Timothy Pytell, Viktor Frankl, *Das Ende eines Mythos?* Innsbruck 2005, S. 101–105.
- 40 Wolfgang Neugebauer, *Jüdische Opfer der NS-Euthanasie in Österreich*. In: Arbeitskreis zur Erforschung der nationalsozialistischen „Euthanasie“ und Zwangssterilisation (Hg.), *Beiträge zur NS-„Euthanasie“-Forschung*. Ulm 2003, S. 129–145, hier 131–132. Im Juli 1939 waren jüdische Geisteskranke „Am Steinhof“ noch ihrer Abstammung wegen entlassen worden, vgl. Duizend-Jensen, *Jüdische Gemeinden* (wie Anm. 26), S. 77.
- 41 Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (Hg.), *Widerstand und Verfolgung in Wien*, Bd. 3. Wien 1975, S. 304–305.
- 42 Neugebauer, *Jüdische Opfer* (wie Anm. 40), S. 134–136; Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (Hg.), *Jüdische Schicksale. Berichte von Verfolgten*. Wien 1992, S. 187–188.
- 43 Ebd., S. 503.
- 44 Raggam-Blesch, *Vom Währinger Gürtel* (wie Anm. 38), S. 264–267; Stern, *Die letzten zwölf Jahre* (wie Anm. 28), S. 12–14.
- 45 Rosenkranz, *Verfolgung* (wie Anm. 24), S. 307; Raggam-Blesch, *Vom Währinger Gürtel* (wie Anm. 38), S. 263–264, 267; Raggam-Blesch, *Zwischen Rettung* (wie Anm. 26), S. 72–73, 83–87; Duizend-Jensen, *Jüdische Gemeinden* (wie Anm. 26), S. 79–80.
- 46 Koblizek, *Das Spital* (wie Anm. 5), S. 245–247; Christine Oertel, *Das Rothschild-Spital und die jüdischen Displaced Persons 1945–1954*. In: Heindl, Koblizek (Hg.), *125 Jahre Rothschild-Spital* (wie Anm. 13), S. 39–50.
- 47 <http://www.jmw.at/en/node/3074> (16.4. 2019).
- 48 Michael Heindl, *Die Stifterfamilie*, S. 7–11, hier S. 10; Ruth Koblizek, *Das Gebäude nach 1945*, S. 33–34, hier S. 34. Beide in: Heindl, Koblizek (Hg.), *125 Jahre Rothschild-Spital* (wie Anm. 13).
- 49 https://www.meinbezirk.at/waehring/c-lokales/gedenktafel-andas-rothschild-spital-enthuellt_a24204 (16.4. 2019).

Forschungsfest Niederösterreich

im Palais Niederösterreich

Herrengasse 13, 1010 Wien

27. September 2019 ab 14:00 Uhr | Eintritt frei!



**Über 60
Forschungsstationen
laden die ganze
Familie ein neugierig
zu sein und Neues
zu entdecken!**

Wie
macht
man
das?

Warum
ist das
so?

Was
ist
das?

Woher
kommt
das?

ANZEIGE



Eine Maßnahme im



**FORSCHUNGSFEST
NIEDERÖSTERREICH**



forschungsfest.noe.at

Erbitterter Widerstand

Elisabeth S. und ihre Erfahrungen

Claudia Spring

Elisabeth S. zählte zu den wenigen Frauen und Männern, die sich mehr als vier Jahre erfolgreich gegen ihre angeordnete Zwangsterilisation wehren konnten. Durch ein Zusammentreffen von massiver körperlicher Gegenwehr bei der Abholung zur Operation, Nachlässigkeit seitens des Gesundheitsamts bei der Einhaltung der halbjährlich vorgeschriebenen Wiederholung des Einweisungsversuches und des Kriegsendes entging sie letztlich diesem Zwangseingriff.¹

Sterilisation, Schwangerschaftsabbruch und Kastration zählten zu den zentralen antinatalistischen Maßnahmen des NS-Regimes. Die rechtliche Grundlage bildete das in Deutschland mit 1. Jänner 1934 eingeführte „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ (GzVeN), mit dem der nationalsozialistische Staat in höchst persönliche Lebensentscheidungen von Menschen eingriff. Dieses bestimmte, dass Menschen auch gegen ihren Willen dauerhaft unfruchtbar gemacht werden konnten, wenn Ärzte und Ärztinnen die folgenden – bezüglich ihrer Erblichkeit (auch) damals umstrittenen – Krankheiten diagnostiziert hatten: *angeborener Schwachsinn, Schizophrenie, manisch-depressives Irresein, erbliche Fallsucht, erblicher Veitstanz, erbliche Blindheit, erbliche Taubheit, schwere erbliche körperliche Missbildung oder Alkoholismus.*² Das bedeutete die Legitimation von unmittelbaren Zwangsmaßnahmen wie die polizeiliche Vorführung vor das Erbgesundheitsgericht, die Einweisung in eine Klinik zur Begutachtung und vor allem die Durchführung der Operation selbst.

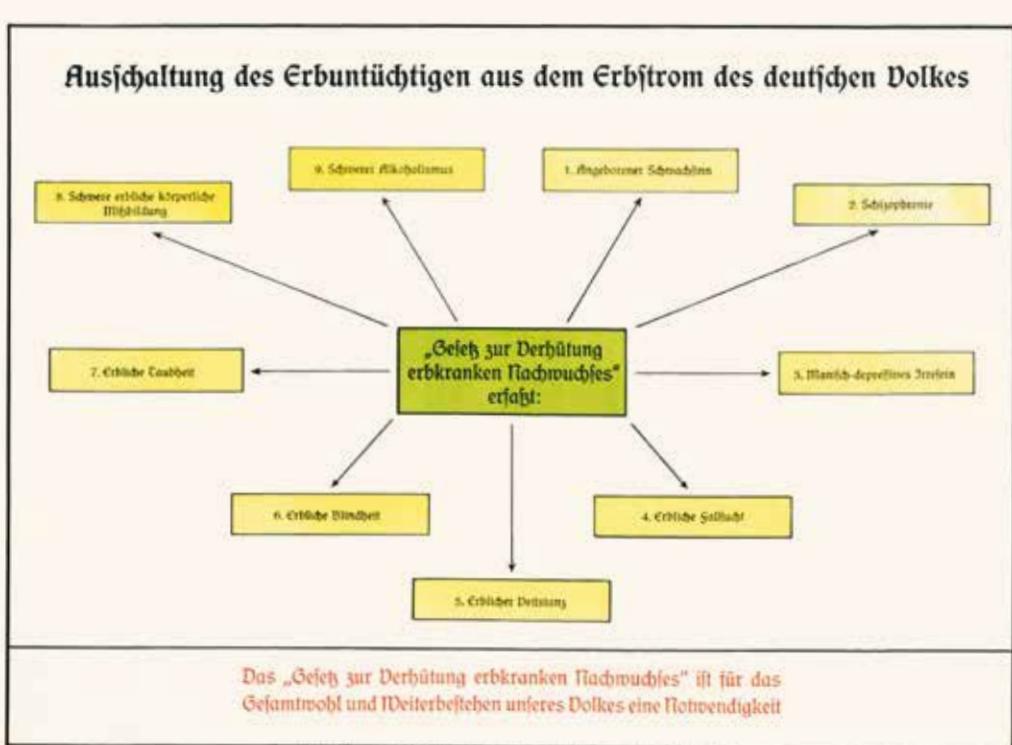
Ärzt/innen, Lehrer/innen, Hebammen, Krankenschwestern und Fürsorgerinnen waren am Vollzug des GzVeN sowohl durch ihre Mitwirkung an der systema-

tischen Sammlung und Vernetzung „erbbiologischer Informationen“ über die Bevölkerung als auch durch die Anzeigepflicht von als „erbkrank“ diagnostizierten Personen maßgeblich beteiligt. Während also Frauen und Männer gleichermaßen an der Umsetzung mitwirkten bzw. davon betroffen waren, blieb die Entscheidung über den Zwangseingriff und dessen Ausführung ausschließlich Männern vorbehalten, wie die deutsche Historikerin Gisela Bock, deren Forschungen bis heute wegweisend sind, feststellt. Amtsärzte der Gesundheitsämter, Anstaltsleiter von Heil-, Pflege- und Strafanstalten sowie – im weitesten Sinn – Wohlfahrtseinrichtungen stellten nach entsprechender Überprüfung der Anzeigen einen Antrag auf Durchführung des Verfahrens. Richter und ärztliche Besitzer der für den Gesetzesvollzug neu geschaffenen Erbgesundheitsgerichte und Erbgesundheitsobergerichte beschlossen die Zwangsterilisation, Chirurgen und Gynäkologen führten die Operation durch.³

„Erbkrank“

Gisela Bock zeigte auf, dass zwischen 1934 und 1945 in NS-Deutschland und den besetzten Gebieten mindestens 400.000 als „erbkrank“ kategorisierte Menschen zwangsterilisiert wurden, annähernd gleich viele Frauen wie Männer. Nicht enthalten in dieser Zahl sind die zahlreichen Eingriffe zur Unfruchtbarmachung unabhängig vom GzVeN an den so genannten „Rheinlandbastarden“ und an weiblichen KZ-Häftlingen, die zusätzlich zu den folgenschweren medizinischen Experimenten in Auschwitz und Ravensbrück erfolgten.⁴

gegen die Zwangsterilisation: mit der NS-Bürokratie



In der „Ostmark“ trat das Gesetz erst am 1. Jänner 1940 in Kraft. Der Historiker Wolfgang Neugebauer kam zu dem Schluss, dass in Österreich bis Kriegsende mindestens 6.000 Frauen und Männer zwangsterilisiert wurden. Für Wien konnte ich 1.203 diesbezügliche Gerichtsbeschlüsse rekonstruieren.⁵ Der Vollzug war von drei wesentlichen Rahmenbedingungen

Schautafel zum Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses: „Ausschaltung des Erbuntüchtigen aus dem Erbstrom des deutschen Volkes“. Entnommen aus: Alfred Vogel, Erblehre, Abstammungs- und Rassenkunde in bildlicher Darstellung. Stuttgart 1939

[Redacted]

Wohng. - Sozialamtbezirk?	Die er nicht
Bef. Nr.: U - R - B	
Telefon-Nr.:	

Erbgericht-Wiener Neustadt
Erbgesundheitsgericht
Erbgesundheitsgericht Wien
Erbgesundheitsgericht

[Signature]

geboren am [Redacted] 1901

Erkrankter: *Katharina. Wörner-Olling*

Für den Erkrankten gekennzeichnet:

Gesetzlicher Vertreter BL: [Redacted]

Randheit: C

Entstehung:

bei I. Rechtsgruppe BL
 bei II. Rechtsgruppe BL

Eingriff bedrohter BL

Widerrufserklärungserfassung in XIII

XIII *[Signature]* 444-40

Abbildung an das Gesundheitsamt

Antrag auf Unfruchtbarmachung.

Bei Gericht der II. bis 3 bei Gericht zur Verhütung entstandenes Nachwuchs vom 14. Juli 1938
 (Rechtsgerichtl. I. S. 129; beantragt ist: Unfruchtbarmachung —)

Bei Unfruchtbarmachung — der — [Redacted]
 zur Zeit ansässig in Anstalt Linner-Olling,

WV - AFG - 25 - Gemeinschaftlich er Schizophrenie,
 Zur Ganzabfristung der nachstehenden Angabe bejeuge ich mich — und mein erliegender Arztin
 /Arztärztin - Gutachten - auf das Ergebnis der nachstehend genannten Personen:
 am Psychiatrischen Klinik, Wien,
 Anstalt Linner-Olling 26.6.40.-

Minuar-Olling, geb. [Redacted] 40.
 Akte, ber. 19

Fall- u. Übergeordnet des Reichspfarrers
 Pfarrer zu Linner-Olling
 Erbbiologische Abteilung
 Bei Nachfrage

Name und Vorname *Eva Wörner*
 Stand *Angestellte*
 Wohnort _____
 Straße _____

Ja _____
 Nein _____

Die Richterlichkeit hat Erbgesundheitsgericht

Ja _____
 Nein _____

□ Bildaufnahmen (S. jeweils zu kontrollieren).

Ang. 10. Seite 26. = Antrag auf Unfruchtbarmachung. — Carl Universitäts-Buchdruckerei in Wien.

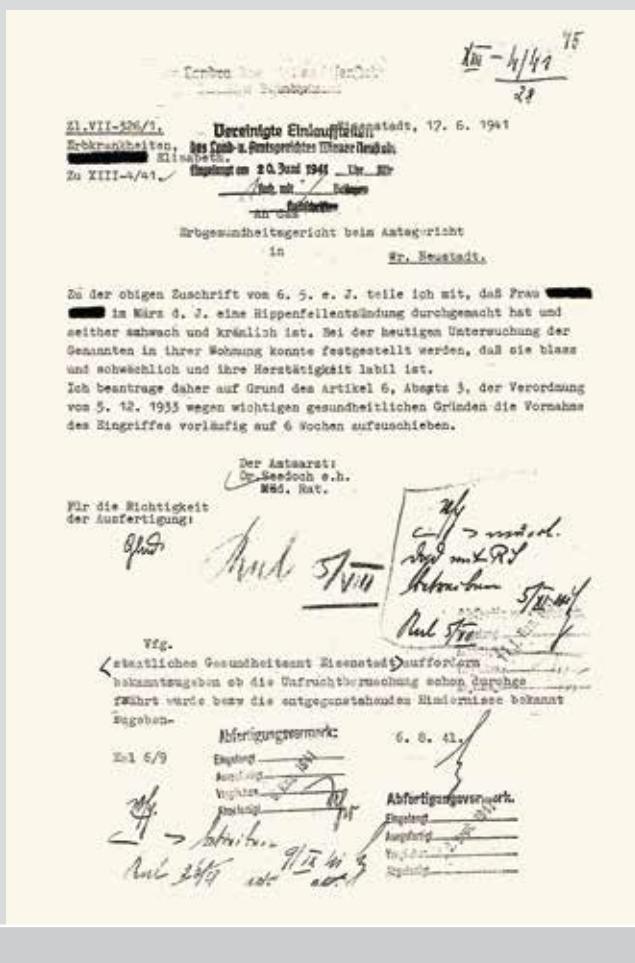
geprägt. Erstens stellten anders als im „Altreich“ die Zwangssterilisationen nicht die Vorstufe zur Tötung von als „unwert“ kategorisierten Menschen im Zuge der NS-Euthanasie dar. Die Entscheidung darüber verlief vielmehr von Anfang an parallel und, wie sich für Wien zeigte, waren einige Ärzte für beides verantwortlich. Zweitens bewirkte der Krieg zahlreiche personelle und organisatorische Einschränkungen mit unmittelbaren Folgen für die Erbgesundheitsgerichtsbarkeit. Drittens erfuhr das GzVeN im Herbst 1939 eine deutliche Einschränkung: Ärzte sollten nur noch bei „besonders großer Fortpflanzungsgefahr“ der als „erbkrank“ angezeigten Frauen und Männern ein Verfahren beim Erbgesundheitsgericht einbringen.

Der Vollzug dieses nationalsozialistischen Unrechts gesetzes ist vor allem durch den Gesetzeskommentar, durch Gerichtsakten und Krankengeschichten rekon-

struierbar. Von den Frauen und Männern, über deren Zwangseingriff mit seinen schwerwiegenden und lebenslangen Folgen die Richter und Ärzte der Erbgesundheitsgerichte entschieden, finden sich nur sehr vereinzelte Aussagen in den Akten. Auch nach 1945 fehlen Berichte über ihre Erfahrungen im Gedächtnis diskurs der Zweiten Republik.⁶ Wenig verwunderlich – ist doch die Kontinuität des „Denkens in Erbwerten“ bis in die Gegenwart unübersehbar.⁷ Auch deshalb gilt es, mit diesem Beitrag die Erfahrungen von Elisabeth S. zu dokumentieren.

Elisabeth S.

Elisabeth S. betrieb gemeinsam mit ihrem Mann in der Nähe von Wiener Neustadt eine Landwirtschaft. Ab Juni 1938 war sie wiederholt als Patientin im Allgemei-



Akt zur Erbgesundheitssache Elisabeth S.
© Wiener Stadt- und Landesarchiv, Erb-
gesundheitsgericht, A 1/3 Verfahren
GZ XIII 1945, Akt XIII 21/45

nen Krankenhaus und in der Psychiatrisch-Neurologischen Klinik in Wien und ab Juni 1940 in der Heil- und Pflegeanstalt Mauer-Öhling. Dort stellte Anstaltsleiter Michael Scharpf⁸ im September 1940 den Antrag auf die Zwangsterilisation. Zu diesem Zeitpunkt war sie 39 Jahre alt und hatte zwei halbwüchsige Kinder. Eine weitere biografische Information, die für ihre Geschichte bedeutsam ist: Sie war 1,62 cm groß und wog nur 56 Kilogramm, kann also durchaus als klein und zierlich beschrieben werden.

Dass Elisabeth S. keinesfalls mit dem drohenden Zwangseingriff einverstanden war, geht aus der Krankengeschichte und den Gerichtsakten deutlich hervor. Wiederholte sprach sie sich, ebenso wie ihr Ehemann und ihr Schwiegervater, explizit dagegen aus. Ungeachtet dessen beschloss das Erbgesundheitsgericht Wiener Neustadt, in dessen Gerichtssprengel

sie wohnte, im März 1941 ihre Sterilisation. Der Eingriff wurde vorerst um sechs Wochen aufgeschoben, da sie an den Folgen einer Rippenfellentzündung litt. Anfang Dezember 1941 erfolgte dann ihre Einweisung in das Krankenhaus Wiener Neustadt *unter Anwendung unmittelbaren Zwanges*.

Der Eingriff unterblieb aber, denn er wäre, so der Gynäkologe Rudolf Stiglbauer, der auch vielbeschäftigte ärztlicher Beisitzer beim Erbgesundheitsobergericht Wien war, *wegen der im Rahmen ihrer geistigen Erkrankung gelegenen vollständig ablehnenden, negativistischen Haltung, die sogar jede Untersuchung unmöglich machte, mit Lebensgefahr für die Erbkranken verbunden gewesen*. Auch eine Unfruchtbarmachung mittels Bestrahlung wurde erwogen, konnte aber *wegen der gesteigerten Unruhe der Erbkranken nicht in Anwendung kommen*. Der Zwangseingriff wurde nun, wie gemäß GzVeN möglich, wegen „besonderer Umstände“ für sechs Monate, also bis Juni 1942 aufgeschoben.⁹

Im August 1942 ergab eine weitere amtsärztliche Untersuchung, diesmal bei Elisabeth S. zu Hause, dass sie *wie bisher ihre vollständig ablehnende Haltung gegen jede Untersuchung beibehält. Es war unmöglich, ihr z.B. nur den Puls zu fühlen, geschweige denn irgend eine andere genauere Untersuchung vorzunehmen. Schon der Versuch einer Untersuchung löste bei ihr heftige manische Erregungszustände aus. Es besteht daher die Gefahr, dass bei neuerlicher Einweisung in ein Krankenhaus, die nur unter Anwendung unmittelbaren Zwanges durchgeführt werden könnte, die Unfruchtbarmachung, sei es durch operativen Eingriff, sei es durch Röntgenbestrahlung, wieder nicht vorgenommen werden kann.*

Der Amtsarzt riet demnach dazu, die *Ausführung der Unfruchtbarmachung vorläufig zu untersagen, da der Ehegatte der Erbkranken [...] glaubhaft angibt, dass ein Geschlechtsverkehr vollständig unmöglich ist*. Nun wurde das Gesundheitsamt Eisenstadt mit der Klärung beauftragt, *ob vom ärztlichen Standpunkt aus*



tatsächlich ein Verkehr mit der Betroffenen unmöglich ist oder nicht. Sollte eine Fortpflanzung derzeit wirklich nicht möglich sein, wäre eben die Unfruchtbarmachung so lange aufzuschieben, bis sich der Gesundheitszustand der Betroffenen soweit gebessert hat, dass eine Fortpflanzung wieder möglich ist. Es erfolgte keine gerichtliche Untersagung zur Vornahme des Eingriffs, das Gesundheitsamt war vielmehr angehalten, den Gesundheitszustand der Betroffenen zu überwachen um eine Fortpflanzung zu vermeiden.

Ende Oktober 1942 war im Bericht des Gesundheitsamtes zu lesen: *Vom ärztlichen Standpunkt aus ist ein Geschlechtsverkehr mit der Betroffenen tatsächlich unmöglich. Ihr Verhalten gegen ihre Umgebung ist teils gleichgültig, teils ablehnend. Es besteht ein Zustand von Verblödung und Apathie, der jedwede sexuelle Erregung ausschließt, so die Diagnose laut Krankengeschichte.* Elf Monate blieb Elisabeth S. von derartigen Kontrollen durch das Gesundheitsamt verschont. Nachdem dieses offenbar säumig war, forderte das Erbgesundheitsgericht Wiener Neustadt im September 1943

einen neuerlichen Bericht. Dieser lautete wie schon der vorherige: *Elisabeth S. sei in einem Zustand hochgradiger Erregung und motorischer Unruhe. Ein Versuch, sie zwangsweise der Unfruchtbarmachung zuzuführen, würde ebenso erfolglos sein wie im Dezember 1941.* Der offensichtliche Widerspruch zwischen beiden Bewertungen ihres Verhaltens von „Verblödung und Apathie“ bzw. „hochgradiger Erregung und motorischer Unruhe“ blieb unkommentiert. Da die „Fortpflanzungsgefahr“ weiterhin nicht bestand, wurde der Eingriff für weitere sechs Monate verschoben. Ende Juni 1944, also zehn statt sechs Monate später, ergab eine weitere Untersuchung einen gleichlautenden Befund und die neuerliche Aufschiebung um ein halbes Jahr. Durch die Zusammenlegung der Gerichtsbezirke wurde der Verfahrensakt von Elisabeth S. an das Erbgesundheitsgericht Wien überstellt. Anfang Februar 1945 schrieb der nun zuständige Richter Anton Rolleder an Elisabeth S. und ihren Mann. Er verwies auf die Bestimmungen des GzVeN, dass, falls die Unfruchtbarmachung auch gegen den Willen der Erbkrank-

Propaganda zur Durchsetzung der Erbkrankheiten-Regulierung: „Erbkranke fallen dem Volk zur Last“. Entnommen aus: Alfred Vogel, Erblehre, Abstammungs- und Rassenkunde in bildlicher Darstellung. Stuttgart 1939

ken nicht möglich sei, Elisabeth S. dauerhaft in einer Anstalt unterzubringen sei, welche *volle Gewähr dafür bietet, dass es zu keiner Fortpflanzung mit der Erbkranken kommen kann.* Eine zweite Möglichkeit wäre eine Wiederaufnahme des Verfahrens, wenn sich *einmal Umstände ergeben, die eine nochmalige Prüfung des Sachverhaltes erfordern würden.* Zu diesen Umständen zählte Rolleder neben dem *Aufkommen neuer Krankheitsmerkmale auch das Bekanntwerden [...] neuer Sippenbelastungsfälle oder [...] [den] Eintritt einer wesentlichen Änderung im Grade der Fortpflanzungsgefährlichkeit.*

Warum das Ehepaar S. der gerichtlichen Vorladung nicht nachkam, ist nicht dokumentiert. Rolleder urgierte Mitte März 1945, danach endet der Akt.

Es ist also sehr wahrscheinlich, dass Elisabeth S. durch das Zusammenwirken einer Reihe von Faktoren, allen voran durch ihren entschiedenen Widerstand, die teilweise Säumigkeit des Gesundheitsamtes, die organisatorischen bzw. administrativen Verzögerungen durch die Zusammenlegung der Gerichtsbezirke Ende 1944 und vor allem das Kriegsende, nicht zwangsterilisiert wurde.

Willige Vollstrecker

Aus heutiger Sicht stellt sich die Frage, ob die Richter und Ärzte, die mit dem Verfahren von Elisabeth S. befasst waren, durch ihre Handlungen und Entscheidungen, die letztlich dazu führten, dass diese nicht zwangsterilisiert wurde, eine Form von „Rückversicherung“ für die Zeit nach dem Krieg anstrebten. Die Auswertung von knapp 1.700 Verfahrensakten des



Donnerstag, 3. Oktober 2019
Ehemalige Synagoge St. Pölten
Dr. Karl Renner-Promenade 22

Gedenkkonzert für Theodor Schreier den Architekten der St. Pölter Synagoge

Anlässlich der Enthüllung einer Gedenktafel für Theodor Schreier – er und seine Frau Anna wurden in Theresienstadt ermordet – spielt seine Enkelin, die Pianistin Irene Schreier Scott (St. Barbara, USA) mit ihrer Tochter Monica (Cello) und ihrer Enkelin Magali (Violine) Beethoven, Bloch, Dvorak und Janacek.

17.30 Enthüllung der Tafel
18.30 Konzert
Eintritt: Freie Spende

Erbgesundheitsgerichts Wien verneint diese Frage eindeutig. Zweifel an den Bestimmungen des GzVeN, Bedenken bei der Verwendung von unzureichenden medizinischen Diagnosen, Zögern, auch soziale Kriterien in die Beschlussfassung einzubeziehen, mangelnde Handlungsspielräume und versuchte Rückversicherung können bei den Akteuren des Wiener Erbgesundheitsgerichts und -obergerichts ausgeschlossen werden – auch deshalb, weil nichts davon nach Kriegsende als Verteidigungsstrategie gebraucht wurde. Ärzte und Richter waren als Vertreter von Medizin und Justiz willige Vollstrecker beim radikalen Versuch, die Vision der Schaffung eines „gesunden Volkskörpers“ zu verwirklichen, in dem sie ein nationalsozialistisches Unrechtsgesetz trotz zunehmender kriegsbedingter Einschränkungen unbeirrt vollzogen.¹⁰

Sowohl der Gynäkologe Rudolf Stiglbauer, der die Zwangssterilisation von Elisabeth S. hätte durchführen sollen, als auch der Erbgesundheitsrichter Anton Rolleder, der das Verfahren bis zuletzt geführt hatte, setzten ihre berufliche Laufbahn nach dem Ende der NS-Herrschaft unbeirrt fort. Stiglbauer, NSDAP-Mitglied seit 1937, wurde von der Strafzahlung der „Sühnenfolgen“¹¹ ausgenommen, denn er *machte sich um den Wiederaufbau der Frauenabteilung besonders verdient [...], stellte sich bis zur Aufopferung zur Verfügung [...] und erwarb sich dadurch grosse Verdienste im öffentlichen Gesundheitswesen von Stadt und Gebiet Wiener Neustadt.*¹² Bis 1954 war er als Primarius des dortigen Allgemeinen Krankenhauses tätig.

Das Volksgerichtsverfahren gegen Rolleder, NSDAP-Mitglied seit 1931, einer der wichtigsten Richter des Erbgesundheitsgerichts Wien und mitverantwortlich für mindestens 605 Zwangssterilisationen, wurde 1948 eingestellt. 1962 erhielt er für seine „erbbiologischen Verdienste“¹³ von Bundespräsident Schärf das Österreichische Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst.

Unbekannt ist, wie Elisabeth S. ihre Erfahrungen bewältigte. Obwohl sie sich mehr als vier Jahre im „Fadenkreuz der Sterilisationsbürokratie“¹⁴ befand, hätte sie nach 1945 keinen Anspruch auf eine sogenannte Entschädigung für diese extreme Form gesundheitspolitischer Verfolgung gehabt. Zwangssterilisierte Menschen wurden erst 1995, also 50 Jahre nach dem Ende des NS-Regimes, bzw. teilweise erst 2005, nach hartnäckigen Initiativen der Parlamentsabgeordneten der Grünen, allen voran Therezija

Stoisits, explizit als NS-Opfer im sogenannten „Opfersorgegesetz“ anerkannt.¹⁵ Erst 2009, also 64 Jahre nach Kriegsende, wurden die Beschlüsse der Erbgesundheitsgerichte formal aufgehoben. Für Elisabeth S. erfolgte dies viel zu spät – 2009 wäre sie 118 Jahre alt gewesen.

Anmerkungen

- 1 WStLA, Erbgesundheitsgericht, A 1/3 Verfahren mit der Geschäftszahl XIII 1945, Akt XIII 21/45, Elisabeth S. Sämtliche nicht eigens gekennzeichnete Zitate dieses Beitrags sind diesem Akt entnommen.
- 2 Arthur Gütt, Ernst Rüdin, Frank Ruttke, *Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14. 7. 1933 nebst Ausführungsverordnungen*. München 1936.
- 3 Gisela Bock, *Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauенpolitik*. Opladen 1986.
- 4 Reiner Pommerin, *Sterilisierung der Rheinlandbastarde. Das Schicksal einer farbigen deutschen Minderheit 1918–1937*. Düsseldorf 1979, S. 77–84 sowie Dunja Martin, „Versuchskaninchen“ – Opfer medizinischer Experimente. In: Claus Füllberg-Stolberg, Martina Jung, Renate Riebe, Marina Scheitenberger (Hg.), *Frauen in Konzentrationslagern: Bergen-Belsen*, Ravensbrück. Bremen 1994, S. 113–122.
- 5 Wolfgang Neugebauer, *Zwangssterilisierung und „Euthanasie“ in Österreich 1940–1945*. In: *Zeitgeschichte 1–2/1992*, S. 17–28 und Claudia Spring, *Zwischen Krieg und Euthanasie. Zwangssterilisationen in Wien 1940–1945*. Wien 2009. Mit einem Vorwort von Edith Saurer, S. 143–151 und S. 173–182, hier S. 180.
- 6 Claudia Spring, *Lautes Reden und vielsagendes Schweigen. NS-Zwangssterilisationen und ihre Rechtfertigung nach 1945*. In: Lisa Bolyos, Katharina Morawek (Hg.), *Diktatorpuppe zerstört, Schaden gering. Kunst und Geschichtspolitik im Nationalsozialismus*. Wien 2012, S. 157–161.
- 7 Sophie Zerchin, *Auf der Spur des Morgensterns. Ein Erlebnisbericht*. München 1990 sowie die Beiträge in Margret Hamm (Hg.), *Lebenswert – zerstörte Leben. Zwangssterilisation und „Euthanasie“*. Frankfurt/Main 2005.
- 8 Zu Anstaltsleiter Michael Scharpf und zur NS-Euthanasie in der Heil- und Pflegeanstalt Mauer-Öhling siehe Gerhard Fürstler, Peter Malina, „Ich tat nur meinen Dienst“. Zur Geschichte der Krankenpflege in Österreich in der NS-Zeit. Wien 2004, S. 259–299 und S. 391–392 bzw. den Beitrag von Philipp Mettauer in dieser Ausgabe.
- 9 Vgl. Gütt, Rüdin, Ruttke, *Gesetz* (wie Anm. 2), S. 96.
- 10 Vgl. Spring, *Krieg und Euthanasie* (wie Anm. 5), S. 265–276.
- 11 BGBl Nr. 25/1947, *Nationalsozialistengesetz*.
- 12 ÖSTA, AdR, PK, NSG 8640/47. Stiglbauers Volksgerichtsverfahren wurde im März 1947 eingestellt. Ich danke Michael Hubenstorff für den Hinweis zur Tätigkeit Stiglbauers nach 1945.
- 13 Vgl. Spring, *Krieg und Euthanasie* (wie Anm. 5), S. 281–283.
- 14 Asmus Nitschke, *Die „Erbpolizei“ im Nationalsozialismus. Zur Alltagsgeschichte der Gesundheitsämter im Dritten Reich: das Beispiel Bremen*. Opladen 1999, S. 232.
- 15 Spring, *Krieg und Euthanasie* (wie Anm. 5), S. 300–304.



Oberösterreich.
Land der Möglichkeiten.



MEHR KULTUR. MEHR MÖGLICH.

DAS MUSIKTHEATER

Die Bühne des 21. Jahrhunderts

OÖ. LANDESMUSEUM

Natur, Kultur und Kunst hautnah

DAS OÖ KULTURQUARTIER

Internationales Kunst- und Kulturzentrum

DIE ANTON BRUCKNER PRIVATUNIVERSITÄT

Ausbildungszentrum für Musik, Schauspiel und Tanz

DIE ARTOTHEK

Moderne Kunst zum Ausleihen für zu Hause

DIE OÖ. LANDESBIBLIOTHEK

Lesen und studieren in zeitgemäßer Form

Moszek Checinski.

Robert Parzer

Der 1902 im Russischen Kaiserreich in Piotrków Trybunalski [Petrikau] geborene Moszek Checinski wanderte 1929 nach Belgien aus. Als Schneider in einer Fabrik in Brüssel arbeitend hoffte er, sein Auskommen zu finden. Dies gelang ihm und er konnte, nachdem er in Polen geheiratet hatte, eine Familie gründen. Der ökonomische Druck war hoch, und Checinski musste mehrere Jobs annehmen. Ob diese Belastung ein Grund für seine psychische Erkrankung war, bleibt ungeklärt, jedenfalls war er ab 1938 immer wieder in psychiatrischer Behandlung. Am 23. August 1939 informierte das Ministerium für Volksgesundheit das Justizministerium, dass Checinski am 7. August bei Zbaszyn [Bentschen] über die deutsch-polnische Grenze repatriiert worden sei.¹

Im Folgenden soll die Geschichte Moszek Checinskis erzählt werden, stellvertretend für mehrere Tausend andere, die erzählt werden könnten. Der Konjunktiv muss so stehen bleiben, denn die Ermordung von Patienten psychiatrischer Anstalten und Einrichtungen der Behindertenfürsorge im deutsch besetzten Polen wurde in der Forschung bisher entweder als Teil der Besatzungsgeschichte, der Vernichtungspolitik oder von patriotisch-heroisch gestimmten Erzählungen über das Martyrium und die Leiden Polens thematisiert.² Die große Leerstelle ist die zu den Patientenmorden auf dem Gebiet des „Altreiches“ so prominent vertretene Forschung zu (gruppen-)biographischen Aspekten der Ermordeten und die oft von Angehörigen von Opfern verfasste Biographik.³ Derartige Forschungen und Erzählungen gibt es im Hinblick auf die in das Reich eingegliederten Gebiete kaum.

Die Rahmenbedingungen

Einen Tag nachdem sich belgische Behörden über die Abschiebung Checinskis informiert hatten, unterzeichnete der deutsche Außenminister Ribbentrop am 23. August 1939 in Moskau den Nichtangriffspakt mit der Sowjetunion mit dem geheimen Zusatzprotokoll, das Polen ein weiteres Mal aufteilte. Dies war ein Bruch mit den davor gültigen außenpolitischen Prämissen: Hitler strebte nach der Machtübernahme eine Annäherung an Polen an, was 1934 zu einem deutsch-polnischen Nichtangriffspakt geführt hatte. Polen hätte eine Art „Juniorpartner“ im Angriffskrieg gegen die Sowjetunion sein können.⁴ Gut eine Woche nach Vertragsunterzeichnung begann mit dem Überfall der deutschen Wehrmacht der Zweite Weltkrieg, gleichzeitig war dies das Ende der polnischen Staatlichkeit auf dem Staatsgebiet.

Der „Beginn des Vernichtungskrieges“⁵ wurde schon lange vorher geplant. An dem Tag, an dem sein Außenminister in Moskau den Vertrag unterzeichnete, empfing Hitler seine Generäle am Berghof bei Berchtesgaden, um ihnen in einem seiner gefürchteten stundenlangen Monologe seine Ansichten über die strategische Lage und die Zukunft Polens darzulegen. Der Chef der Abwehr der Wehrmacht, Admiral Wilhelm Canaris, notierte sich dazu in einer Mitschrift einige Stichpunkte: *Vernichtung Polens im Vordergrund. Ziel ist die Beseitigung der lebendigen Kräfte, nicht die Erreichung einer bestimmten Linie. Auch wenn im Westen Krieg ausbricht, bleibt Vernichtung Polens im Vordergrund. [...] Der Stärkere hat das Recht. Größte Härte.*⁶

Ein Opfer der Patientenmorde im besetzten Polen



*Moszek Checinski (Mitte)
mit seiner Ehefrau in Brüssel,
1933 © Mary Clark*

Die von Canaris so notierte geforderte Härte war gründlich vorbereitet worden. Bereits am 22. Mai 1939 richtete man im „Hauptamt des Sicherheitsdienstes der SS“ in Berlin die „Zentralstelle II P“ ein. Eine zeitgenössische Aktennotiz hielt deren Ziele fest: *Zusammenfassung sämtlicher das Deutschtum in Polen berührender Vorgänge weltanschaulich-politischer, kultureller, propagandistischer und wirtschaftlicher Art.* Dabei ging es laut eines Vermerks von Herbert Hagen, dem Leiter der Abteilung II/112 des SD-Hauptamtes, am 9. Mai 1939 vor allem um *eine vollständige Erfassung des Judentums in Polen.*⁷

Ein wesentliches Produkt der Arbeit der „Zentralstelle II P“ war das „Sonderfahndungsbuch Polen“,⁸ das 61.000 Namen enthielt. Erfasst wurden dabei vor allem Personen, die auf die eine oder andere Art als irgendwie deutschfeindlich galten oder die für die zukünftige Besatzung gefährlich werden konnten. Im weiteren Verlauf bis Kriegsbeginn wurden Einsatzgruppen gebildet. Deren Aufgaben waren bereits im Juni 1938 im Zuge des Einsatzes des Sicherheitsdienstes während der „Sudetenkrise“ festgelegt worden: *Der S.D. folgt, wenn möglich, unmittelbar hinter der*

*einmarschierenden Truppe und übernimmt, analog seinen Aufgaben im Reich, die Sicherung des politischen Lebens und gleichzeitig damit zwangsläufig die für die Kriegswirtschaft notwendigen Betriebe.*⁹

In einer weiteren Besprechung mit Reinhard Heydrich und dessen Stellvertreter Werner Best am 29. August 1939, drei Tage vor dem Überfall auf Polen, notierte der Generalquartiermeister der Wehrmacht, Eduard Wagner, dass seine Gesprächspartner zwar unsympathisch seien, aber ansonsten sei man hinsichtlich der Einsatzkommandos schnell übereingekommen. Zu deren Aufgabe notierte sich Wagner: *Bekämpfung aller reichs- und deutschenfeindlichen Elemente in Feindesland rückwärts der fechtenden Truppe und die Festnahme aller, die offensichtlich gewillt und auf Grund ihrer Stellung und ihres Ansehens in der Lage [seien], Unruhe zu stiften.*¹⁰ Dies klingt schon etwas anders als die Grundsätze, die man ein Jahr zuvor in Bezug auf die Besetzung der „sudetendeutschen“ Gebiete der Tschechoslowakei aufgestellt hatte, und kann als ein Beleg für die immer weiter fortschreitende Radikalisierung bereits in der Vorbereitungsphase des Krieges gewertet werden.



In einem Agreement mit der Wehrmacht hielt man fest, dass Misshandlungen oder Tötungen festgenommener Personen „strengstens untersagt“ seien. Dass diese Vereinbarung allerdings nicht das Papier wert war, auf dem sie geschrieben wurde, musste bald auch Mosze Checinski erfahren. Die Polizei und damit ein wesentlicher Teil der Angehörigen der Einsatzgruppen waren zum Zeitpunkt des Überfalls auf Polen schon längst nationalsozialistisch formatiert. Ihr Daseinszweck war längst mehr als die Bekämpfung der Kriminalität und die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung. Zur nationalsozialistischen Konzeption der Ordnung und ihrer Gegner führte Reinhard Heydrich schon 1936 in der Zeitschrift „Deutsches Recht“ aus: *Der Nationalsozialismus geht nicht mehr vom Staate,*

Linke Seite: Die ehemalige Gauheilanstalt Tiegenhof im Warthegau © commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=29296865, Foto by PiotrXX

Haus des Soldaten in Poznan, ehemaliges Hauptquartier der Gestapo © Sammlung Tiergarten 4 Association 2007

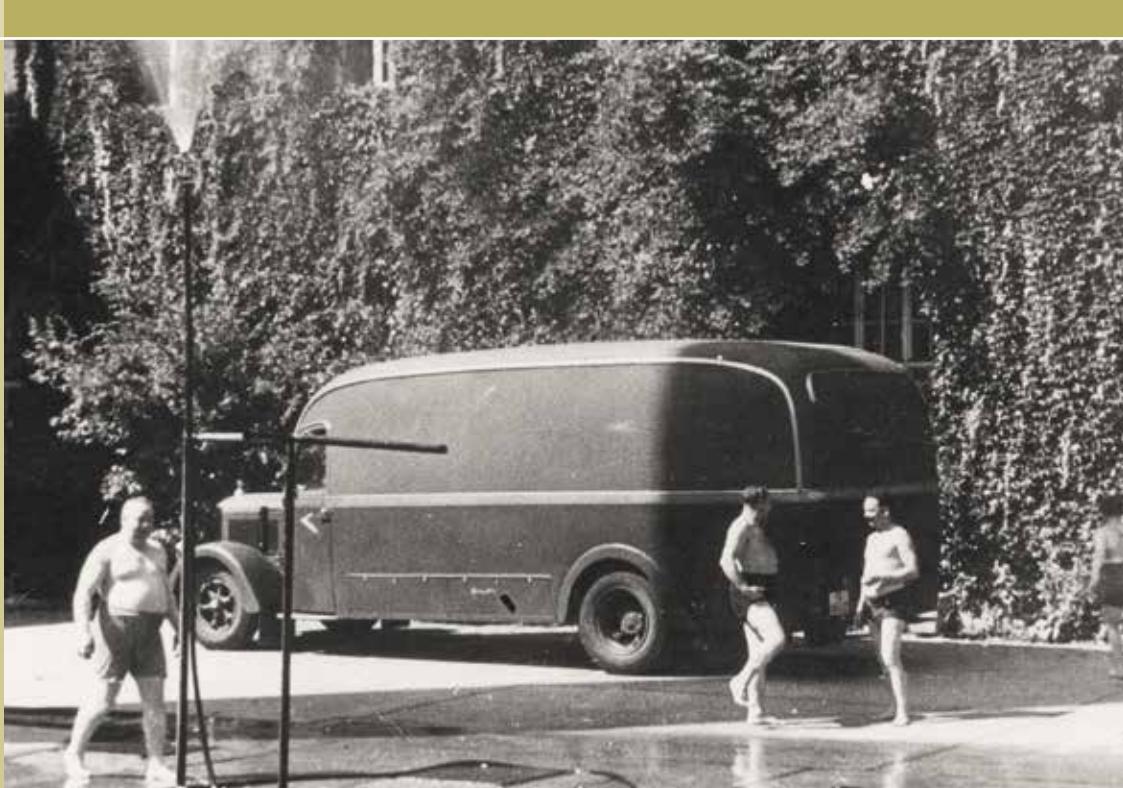
sondern vom Volke aus. [...] Dementsprechend kennen wir Nationalsozialisten nur den Volksfeind. Er ist immer derselbe, er bleibt sich ewig gleich. Er ist der Gegner der rassischen, volklichen und geistigen Substanz unseres Volkes.¹¹

Sein Stellvertreter Werner Best stellte in Fortführung der Gedanken Heydrichs zu diesem Zeitpunkt schon Bezüge her, die für das Schicksal Moszek Checinskis auf den ersten Blick immanent wichtig zu sein scheinen. Er bezeichnete die Polizei als eine Art Einrichtung, die den politischen Gesundheitszustand des deutschen Volkskörpers sorgfältig überwacht, jedes Krankheitssymptom rechtzeitig erkennt, die Zerstörungskeime [...] feststellt und mit jedem geeigneten Mittel beseitigt.¹²

„Reinigung des Volkskörpers“

Waren es diese Gedanken, die den Mördern das ideologische Handwerkszeug zur Ermordung Checinskis zur Verfügung stellten? Es ist wert festgehalten zu werden, dass Patienten von psychiatrischen Anstalten in Polen überhaupt nicht im Fokus der Vorbereitung der Verbrechen standen. Schon im „Sonderfahndungsbuch





Mitglieder des Sonderkommandos Lange im Innenhof einer Anstalt im Warthegau, vermutlich 1940 © Landesarchiv NRW Ger Rep 195/175, Bl. 4.

Polen“ sucht man vergeblich nach medizinischem Personal, weder Anstaltsdirektoren noch Ärzte und schon gar nicht Pfleger werden darin erwähnt. Auch die geforderte „Sicherung des politischen Lebens“ konnte man nicht mit der Vergasung und Erschießung psychisch kranker Menschen in Verbindung bringen, die ja überhaupt nicht politisch in Erscheinung getreten waren. Bereits die *Beseitigung der lebendigen Kräfte*, die sich Wagner als eines der vorgegebenen Ziele notierte, steht, wenn man die Drohung wörtlich nimmt, in explizitem Gegensatz zu Konzeptionen von geistig Kranken als „ausgebrannten Ruinen“,¹³ die wohl kaum einer der Beteiligten als „lebendige Kräfte“ imaginiert hätte.

Auch in der Aufgabenbeschreibung der Einsatzkräfte, die „Unruhe stiftende Elemente“ festnehmen sollten, findet sich keine Handlungsanleitung für die Ermordung von Patienten, die ja überhaupt keine Un-

ruhen stiften konnten, weil sie, der damals herrschenden Konzeption von Anstaltspsychiatrie folgend, hinter hohen Mauern an den Rändern der Städte isoliert waren. Die Gedanken von Werner Best stellten viel eher einen Abklatsch generalisierter nationalsozialistischer Vernichtungswünsche dar, als genuin gegen psychisch Kranke und Behinderte gerichtetes Gedankengut. Die „Reinigung des Volkskörpers“ stellte sowohl eine Aufgabe des einzelnen Volksgenossen als auch eine Abgrenzung gegenüber allen dar, die aus der Volksgemeinschaft exkludiert werden sollten, und war insofern kein spezifisches Instrumentarium zur Vernichtung „unwerten Lebens“.¹⁴

Bereits Martin Broszat hielt die brutalisierende Wirkung des Krieges als ganz entscheidend für den weiteren Verlauf der deutschen Vernichtungspolitik: *Das deutsche Volk war jetzt weit eher bereit, die brutalsten und schrecklichsten dieser Maßnahmen als „Exzesse“, die im Krieg unvermeidlich seien, hinzunehmen und wegzureden.*¹⁵ Nicht zu vernachlässigen sei nach Broszat auch der Umstand, dass der Überfall auf Polen den Parteiradikalen eine zweite Großchance für die „nationalsozialistische Selbstverwirklichung“ verschaffte.¹⁶ Gemeint ist hier, dass nach der Niederschlagung des

sogenannten Röhm-Putsches im Jahr 1934 aus der Sicht der Parteidradikalen die Ordnungspolitik überhandgenommen hätte und die nationalsozialistische Revolution steckengeblieben sei.

Die aus verschiedenen Elementen der Polizei zusammengestellten Einsatzgruppen zogen, so wie dies vereinbart worden war, hinter der Wehrmacht her und verübten zahlreiche Verbrechen. In den ersten Wochen standen vor allem Morde an sogenannten politischen Gegnern, an vermeintlichen oder echten Partisanen und die Vernichtung der Intelligenz an der Tagesordnung. Im Reichsgau Danzig-Westpreußen wurden schon im Oktober 1939 Patienten der Anstalten Schwetz und Konradstein erschossen.¹⁷ Die Einsatzgruppen wurden offiziell am 20. November 1939 aufgelöst und das Personal den Dienststellen der Sicherheitspolizei und des SD zugeteilt.

Das Kommando

Diesen Weg ging auch der Aachener Kriminalbeamte Paul Budnick. Vor seiner Abordnung zur Leitstelle der Gestapo Posen gehörte er der Leitstelle Aachen an. Laut seiner Aussage im Rahmen von Ermittlungen der Staatsanwaltschaft bezüglich des Vernichtungslagers Kulmhof gab er an, *im September oder Oktober 1939 mit dem späteren Führer des Lagers Herbert Lange und anderen Kriminalbeamten nach Frankfurt/Oder befohlen zwecks Einsatz in Polen*¹⁸ worden zu sein. Dort wurde ein Kommando zusammengestellt, dem *Gestapobeamte, Kripobeamte, Schutzpolizeibeamte, SD-Angehörige, SS-Angehörige und Zollbeamte* angehörten. Das Kommando¹⁹ wurde nach einigen Wochen in Polen funktional geteilt. Die Gestapobeamten wurden zum Personal der Stapoleitstelle Posen, die SD- und SS-Angehörigen zur „Dienststelle des Sicherheitsdienstes“, Kriminalbeamte kamen zur Kripoleitstelle. Alle unterstanden dem Befehlshaber der Sicherheitspolizei Ernst Damzog.

Der Führer der Stapoleitstelle, Regierungsrat Bischoff, bildete, folgt man Budnicks Aussage, *zu Anfang des Jahres 1940* das Sonderkommando Lange, dem auch Budnick selbst zugeordnet war. Das Kommando hätte Budnick zufolge bis etwa Anfang 1942 bestanden.²⁰ Dann wurde es von Kriminalkommissar Schiffer übernommen, wiederum zu einem Referat der Stapoleitstelle und verantwortete die *Bekämpfung der Widerstandsbewegung*. Diesem Sachgebiet gehörte Budnick bis Kriegsende an. Damit durchlief das Kommando eine Phase der Mobilität, als es mordend hinter der

Wehrmacht durch Polen zog, und eine der Stationierung, als das Personal den einzelnen Dienststellen zugeteilt wurde, woraufhin die Männer, erneut mobil gemacht, die Patienten der Psychiatrien ermordeten. Danach scheinen sie wieder stationär entweder in Posen oder in Chełmno ihren Berufen nachgegangen zu sein. Die mobile Phase des Kommandos, als es die Patienten der Heil- und Pflegeanstalt Warta tötete, überlebte Moszek Checinski nicht.

Die Heil- und Pflegeanstalt Warta

Auf welchen erzwungenen Wegen Moszek Checinski von der deutsch-polnischen Grenze in das psychiatrische Krankenhaus kam, lässt sich aus den Quellen nicht mehr rekonstruieren. Im Aufnahmebuch von Warta ist sein Name jedenfalls nicht überliefert.²¹ Die Anstalt hatte im Jahr 1939 ungefähr 800 Betten, wozu noch 80 zusätzliche Plätze in einer Arbeitskolonie auf einem Gutshof kamen.²² Bei Kriegsbeginn war sie mit etwa 1.320 Patienten überbelegt; noch dazu





Ehemalige Gaskammer im Fort VII in
Poznan © Robert Parzer, 2015

hatte man keinerlei Vorbereitungen für den Notfall getroffen. Am 3. September 1939 wurde das gesamte Krankenhaus innerhalb von drei Stunden evakuiert. Dabei kam es zu chaotischen Szenen, die ein ehemaliger polnischer Pfleger, Mieczyslaw Dalecki, in einem Erinnerungsbericht sehr eindrücklich schilderte. Viele Patienten schienen nicht genau verstanden zu haben, worum es ging, einige wollten sich den polnischen Soldaten anschließen. Es gelang nur mit großen Mühen, die Kranken in die nächstgelegene Anstalt, Kochanówka bei Łódź, zu bringen. Im Oktober kamen sie wieder zurück, und im November übernahm die Gauselbstverwaltung als im Warthegau zuständige Einheit die Anstalt.

Im Januar 1940 erfolgt die Umbenennung in „Gauheilanstalt Warta bei Schieratz.“ Am 6. März 1940 kam der Psychiater Dr. Renfranz aus der Anstalt Lauenburg

nach Warta, Dr. Lemberger, ein Gynäkologe, wurde zum Direktor ernannt. Am 25. März 1940 begannen die Selektionen: ca. 500 Patienten wurden zur Vernichtung erfasst. Bei den Selektionen waren polnische Ärzte und Pfleger anwesend. Am 2., 3. und 4. April wurden 499 Patienten aus der Anstalt weggebracht und in einem nahe gelegenen Wald ermordet. Viele Kranke spürten die Spannung und versuchten, sich zu verstecken. Dr. Renfranz übernahm kurz darauf die Leitung der Anstalt und er war es auch, der im Juni 1941 erneut eine Selektion durchführte. Die Kranken wurden dieses Mal in die Gauanstalt Schmückert, ein ehemaliges Arbeitshaus, transferiert. Ab 1942 diente Warta in großem Ausmaß als Aufnahmeanstalt für deutsche Patienten aus dem sogenannten „Altreich“, ab 1943 kamen sie vor allem aus den vom Bombenkrieg betroffenen Gebieten des Ruhrgebietes und aus Westfalen.²³

Moszek Checinski wurde von Mitgliedern des Sonderkommandos Lange am 3. April 1940 aus der Anstalt abgeholt und in einem nahe gelegenen Waldstück im Gaswagen ermordet.²⁴ Er wurde damit Opfer eines „utopischen“²⁵ Projektes, das auf die lokale Initiative

der Bürokratie hin zuerst im neu gebildeten Warthegau versucht wurde. Zu einem Zeitpunkt, als im „Altreich“ erst mühsam die Strukturen geschaffen wurden, um den Patientenmord in die Wege zu leiten, handelte man in den besetzten Gebieten sehr schnell. Die neu formierte Gauselbstverwaltung und die Reichsstatthalterei unter dem Gauleiter Artur Greiser, ein Mann mit sehr guten Kontakten zu Heinrich Himmler, bauten innerhalb kurzer Zeit nach ihrer Etablierung eine Behörde auf, die sich „Zentralstelle für Krankenverlegungen“ nannte. Sie entsandte Kommissionen aus Ärzten und Pflegern in die psychiatrischen Anstalten des Gaus, die das taten, was erst weit später im „Altreich“ Praxis wurde: Patienten erfassen, den Wert und die Brauchbarkeiten der Anstalten taxieren und das polnische Personal disziplinieren.

Ein direktes, auf seine Person bezogenes Gedenken für Moszek Checinski gibt es nicht. Anfänge der Erinnerung an die Ermordung der Psychiatrie-Patienten gab es hingegen in Polen bereits unmittelbar nach dem Krieg. An allen auch heute noch existierenden

psychiatrischen Kliniken, in denen ab 1940 Kranke ermordet wurden, gibt es Gedenktafeln. Solche existieren auch teilweise an den Orten der Erschießungen bzw. Vergasungen in Wäldern, sie sind zwar oft schlecht bis gar nicht ausgeschildert, werden aber gut gepflegt und erhalten. Eine Kultur der Erinnerung, die sich speziell auf das Gedenken an die Opfer der „Euthanasie“ im besetzten Polen richtet, hat sich hingegen nicht herausgebildet.

Als ein Beispiel dafür lässt sich die vom Institut des Nationalen Gedenkens initiierte Veranstaltung „Zapal znicz pamięci“ (Entzünde das Licht der Erinnerung) nennen. Diese findet jedes Jahr auch in der Wojewodschaft Wielkopolska statt, mithin auf dem Territorium des ehemaligen Warthegaus, im Epizentrum der deutschen Krankenmorde während des Zweiten Weltkrieges. Doch wird dieser Opfergruppe nicht gedacht. Woran diese ins Auge fallende Ungleichzeitigkeit in der Herausbildung von Gedenkkulturen im deutsch-polnischen Vergleich liegt, bleibt ein Desiderat der Forschung.²⁶

Die Kraft der Verant- wortung.

Raiffeisen
Meine Bank 

Wenn's um die Region geht,
ist nur eine Bank meine Bank.

www.raiffeisen.at

Anmerkungen

- 1 Eine biographische Skizze wurde von einer Angehörigen Checinskis, Mary Clark, online publiziert und ist hier abrufbar: <https://www.gedenkort-t4.eu/de/biografien/15-03-1902-03-04-1940-moszek-checinski-schneider-bruessel#lebenswege> (15. 3. 2019).
- 2 Michael Alberti, *Die Verfolgung und Vernichtung der Juden im Reichsgau Wartheland 1939–1945*. Wiesbaden 2006; Volker Rieß, *Die Anfänge der Vernichtung „lebensunwerten Lebens“ in den Reichsgäumen Danzig-Westpreußen und Wartheland 1939/40*. Frankfurt/Main 1995; Tadeusz Nasierowski, *Zagłada osób z zaburzeniami psychicznymi w okupowanej Polsce, Początek ludobójstwa*. Warszawa 2008.
- 3 Vgl. dazu die etwa 130 Biografien von Opfern der „Euthanasie“-Morde auf dem Internetportal www.gedenkort-t4.eu/de/biografien (2. 3. 2019). Diese wurden überwiegend von Angehörigen von Opfern oder Vertretern von „Stolpersteininitiativen“ verfasst.
- 4 Christopher Browning, *Die Entfesselung der Endlösung*, München 2003, S. 33.
- 5 Jochen Böhler, *Auftakt zum Vernichtungskrieg. Die Wehrmacht in Polen 1939*. Frankfurt/Main 2006.
- 6 Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik, Serie D: 1937–1941, Bd. 7: *Die letzten Wochen vor Kriegsausbruch. 9. August bis 3. September 1939*, Baden-Baden 1956, S. 172; Quellenkritische Auseinandersetzung mit den Notizen. In: Winfried Baumgart, *Zur Ansprache Hitlers am 22. August 1939*. In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 16 (1968), S. 120–149.
- 7 Zitiert nach Michael Wildt, *Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes*. Hamburg 2002, S. 412.
- 8 Reichskriminalpolizeiamt (Hg.), *Sonderfahndungsbuch Polen*. Berlin 1939. Online zugänglich als digitales Angebot der Biblioteka Ślaska in Katowice unter <https://www.sbc.org.pl/publication/27260> (18. 4. 2019).
- 9 SD-Hauptamt III 225 Ro/Ed, 29.6.1938, IMG, Bd. 39, S. 536–543 (509-USSR).
- 10 Bundesarchiv Berlin, R 58/241, Bl. 169.
- 11 Reinhard Heydrich, *Die Bekämpfung der Staatsfeinde*. In: *Deutsches Recht*, 6. Jg. 1936, Heft 7/8, 15. April 1936, S. 121–123, hier S. 121.
- 12 Ulrich Herbert Best, *Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft*. Bonn 1996, S. 164.
- 13 Bezugnahme auf eine Aussage des NS-Euthanasie-Arztes Friedrich Mennecke im Urteil des Landgerichtes Frankfurt, Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 461, Nr. 32442, Bd. 4 (Eichberg-Prozess), Bl. 22.
- 14 Vgl. Geoffrey Cocks, *Sick Heil: Self and Illness in Germany*. In: *Osiris* 22/1(2007), S. 93–115.
- 15 Martin Broszat, *Nationalsozialistische Polenpolitik 1939–1945*. Hamburg 1965, S. 31. Online unter <https://www.degruyter.com/view/product/232368> (1. 3. 2019).
- 16 Ebd., S. 67.
- 17 Vgl. Irena Ślwińska, Franciszek Ścigała, *O eksterminacji chorych psychiatycznie Szpitala Kochborowo w latach 1939–1941*, Starogard Gdańsk 1986. Pracownia Instytutu Historii Psychiatrii, Ordner Kochborowo.
- 18 Aussage Paul Budnick vom 9. März 1961, *Landesarchiv NRW*, Abteilung Rheinland, Sig. R 195/214, unpaginiert.
- 19 Nämlich das Einsatzkommando VI unter Erich Naumann.
- 20 Dies ist eine stark anzuzweifelnde Stelle in der Aussage Budnicks, denn das Sonderkommando wurde bekanntlich zum Nukleus des Vernichtungslagers Kulmhof, das spätestens ab Oktober 1941 aufgebaut wurde.
- 21 Vgl. Archiwum Państwowe w Łodzi Oddział w Sieradzu, Księga Główna 23.4. 1937–13.10. 1942, Signatur 6585.
- 22 Die Darstellung folgt weitgehend Kaszimierz Tomaszewski, Martin Gręda, *Historia i funkcjonowania szpitala psychiatrycznego w Warcie w latach 1908–1945*. Warta 1988, überliefert in der Pracownia Instytutu Historii Psychiatrii, Ordner Warta, unpaginiert.
- 23 Archiwum Państwowe w Łodzi Oddział w Sieradzu, Ärztliches Krankenbuch (8. 1. 1943–15. 1. 1945).
- 24 Polskie Towarzystwo Psychiatryczne, *Pacjenci i pracownicy szpitali psychiatrycznych w Polsce zamordowani przez okupanta hitlerowskiego i los tych szpitali w latach 1939–1945*, tom II Imienne wykazy zamordowanych. Warszawa 1989, S. 256.
- 25 Hans Mommsen, *Die Realisierung des Utopischen. Die „Endlösung der Judenfrage“ im „Dritten Reich“*. In: *Geschichte und Gesellschaft* 9/3 (1983), S. 381–420.
- 26 Erste Überlegungen dazu hat Katarzyna Ojrzyńska angestellt und in einem Interview mit dem Autor erläutert. Veröffentlicht unter www.gedenkort4.eu/sites/default/files/atoms/audio/sprachaufnahme_ojrzyńska.mp3 (17.3. 2019).



Gedenktafel an der ehemaligen Gauheilanstalt Tiegenhof, angebracht 1948 © Sammlung Artur Hojan, 2014

„Mit ohne Juden“ Bucklige Welt und Wechslland

Eine Ausstellung im neuen Kulturzentrum Hacker Haus in Bad Erlach

Martha Keil

Das Kulturzentrum Hacker Haus ist nach seinen Eigentümern Max und Theresia Hacker benannt, ihr Sohn Fritz war der letzte Besitzer, bevor er enteignet und vertrieben wurde. Was für eine Freude, dass ich im Dezember 2018 seinen Enkel ausfindig machen konnte: Cobie Brosh (Haifa) kam mit seiner Schwester Nurit und mit Kindern und Enkeln am 7. April 2019 zur Eröffnung.

Die Präsentation ist in eine Dauer- und eine Sonderausstellung geteilt: Im ersten Raum können die Besucher/innen zu ihren Gemeinden forschen und sich mit der jüdischen Religion vertraut machen. Im ursprünglichen Wohnhaus wird die Geschichte der Familie Simon Hacker erzählt, die an der Straße links gegenüber wohnte, einen Weinhandel betrieb und eine Synagoge errichtet hatte. Daran schließt eine Gedenk-

installation für die Opfer der Shoah der Region – ihre Schicksale werden leise, aber eindringlich geflüstert.

Der gläserne Anbau zeigt in der Wechselausstellung „Mit ohne Juden“ die jüdische Geschichte der gesamten Region. Vor dem „Anschluss“ lebten hier etwa 130 Jüdinnen und Juden, heute ist dies eine Gegend „ohne Juden“. Ihre Geschichte wurde allerdings „mit Juden“, nämlich mit der Hilfe ihrer Nachkommen erforscht. Objekte, Fotos und Interviews erschließen die Lebenswelten dieser traditionell-religiösen, kulturell aufgeschlossenen und in ihren Wohnorten engagierten und integrierten jüdischen Familien, von der Zugehörigkeit bis zur brutalen Vertreibung und Ermordung.

Bad Erlach, Hauptstraße 10
www.hacker-haus.at/museum/besucherinformation



Links: Therese und Max Hacker, Erlach 1933
 © Cobie Brosh

Urenkel Cobie Brosh bei der Eröffnung des Hacker Hauses, 7.4.2019
 © Marktgemeinde Bad Erlach

Eine schwere Entscheidung

Elizabeth Baum-Breuer



Im Frühling 1938 ist Auguste Nina Verena Frank,¹ genannt Nina, sieben Jahre alt. Sie ist ein zierliches, fröhliches Mädchen mit einer frechen blonden Kurzhaarfrisur und lachenden Augen. Nina ist besonders liebenswürdig – und auch in anderer Hinsicht besonders, denn sie hat das Down-Syndrom, auch als Trisomie 21 bekannt, eine Chromosomen-Anomalie.

Ihre Geschichte ist die eines in der NS-Zeit mehrfach gefährdeten Mädchens. Als Tochter jüdischer Eltern, geboren mit einer Behinderung (streng genommen ist Trisomie 21 zwar keine Behinderung, aber die Nationalsozialisten haben dies zur damaligen Zeit so bewertet), ist ihr Leben in ihrer Heimat Österreich unter der nationalsozialistischen Diktatur akut bedroht. Im Mittelpunkt dieses Beitrags steht die abenteuerliche Flucht des kleinen Mädchens, die in einer Frühlingsnacht im Jahr 1938 ihren Anfang nahm. Vor einem Hintergrund aus Bedrohung, Gewalt und Krieg entfaltet sich im Vordergrund das Bild eines behüteten Lebens, geprägt von Fürsorge und Zuneigung. Zuneigung, die Nina an die Menschen in ihrer Umgebung zurückgab. Diese Erzählung ist nicht lang, das Leben Ninas war es glücklicherweise schon.

Ein Leben voller Gefahr – und Liebe

Nina und ihre ältere Schwester Barbara² hatten es von Anfang an nicht leicht. Ihre Mutter Gladys Frank (geborene Adams) kam 1932 bei einem tragischen

Autounfall ums Leben. Gladys war mit ihrer Schwester Harriet in einem offenen Cabriolet auf der Landstraße bei Lambach unterwegs gewesen, der Unfall kostete sie das Leben und machte die beiden kleinen Mädchen zu Halbwaisen. Deren Vater Gustl Frank³ hatte als Geschäftsmann nur wenig Zeit für seine Töchter. So wurden die Kinder hauptsächlich von ihrer Großmutter Stefanie Gutmann⁴ aufgezogen. Diese lebte im Schloss Württing, einem Wasserschloss im oberösterreichischen Hausruckviertel.

Einen wesentlichen Teil der Betreuung übernahm jedoch die Kinderschwester Florette.⁵ Die großgewachsene junge Frau war seit 1932/1933 im Dienst der Familie. Ihre Liebe zur Kinderheilkunde hatte sie durch ihren Onkel, den bekannten Kinderarzt Clemens Freiherr von Pirquet,⁶ entdeckt. Sie wollte gerne selbst Kinderärztin werden, aber das Studium war den Söhnen der Familie vorbehalten. So wurde sie im St. Anna Kinderspital in Wien zur Kinderkrankenschwester ausgebildet. Florette wuchs in einer kinderreichen Familie in Schloss Hirschstetten bei Wien auf. Im Schloss Württing fühlte sie sich sehr wohl, ihrer Dienstgeberin Stefanie Gutmann und besonders den Kindern war sie sehr verbunden. Stefanie Gutmann richtete ihr sogar eine eigene kleine Wohnung im Schloss ein und stellte dafür Möbel zusammen.

Schloss Württing war 1919 vom Wiener Großindustriellen Wilhelm Gutmann⁷ für Stefanie, seine zweite Frau, die er 1921 geheiratet hatte, erworben worden.

mitten in der Nacht



Barbara, Nina und Florette im Garten von Schloss Württing
© Elizabeth Baum-Breuer

Unter deren feinsinnigen Führung erlebte das Schloss eine Blütezeit, das Gebäude wurde einer dringend notwendigen Renovierung unterzogen und mit wertvollen Möbeln und Bildern von Stefanies erstem Mann, dem Maler John Quincy Adams,⁸ ausgestattet. Stefanie Gutmann machte Schloss Württing zu einem Treffpunkt und Schaffensort für zahlreiche Wissen-

schaftler, Künstler, Musiker und Philosophen. So genoss z. B. Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi, Gründer der Paneuropäischen Union, auf Jahre ein Gastrecht im Schloss.

Bei ihrer Großmutter lebten Barbara und Nina ein relativ unbeschwertes Leben in ländlicher Idylle, geschützt hinter den Mauern und dem Wassergraben des

*Sommerfrische in Grado
(Nina vorne) © Elizabeth
Baum-Breuer*

*Rechte Seite: Nina mit
Spaniel © Elizabeth
Baum-Breuer*



Schlosses. Sie unternahmen viele Ausflüge in die schöne Umgebung des Salzkammerguts und im Sommer fuhr die Familie sogar auf Urlaub an die Adria nach Grado.

Dunkle Wolken, die abends plötzlich aufziehen und sich bedrohlich über dem nahe gelegenen Traunstein türmen, sind für die Bewohner in der Umgebung von Schloss Würting keine Seltenheit. Doch die dunklen Wolken, die in den 1930er Jahren politisch aufzogen, brachten eine ganz reale Bedrohung mit sich. Unweit von Schloss Würting, nur 33 Kilometer Luftlinie entfernt, liegt das Schloss Hartheim.⁹ Ob man 1938 schon ahnen konnte, welche Gräueltaten dort bald stattfinden würden? Das Schloss wurde 1940 zu einer Tötungsanstalt des nationalsozialistischen Regimes umfunktioniert, in der vor allem behinderte Menschen ermordet wurden.

Inmitten dieser bedrückenden Atmosphäre heiratete Gustl Frank im April 1938 die Wienerin Hedwig Fürth.¹⁰ Sie brachte zwei Kinder aus ihrer ersten Ehe

mit, Warren Wolfgang und Johanna Charlotte, die etwa gleich alt wie ihre Stiefkinder waren. Doch die neue Familie wurde bald wieder auseinandergerissen.¹¹

Flucht

Eines Abends Anfang Mai 1938 kamen unangemeldete Besucher: Mitglieder der Gestapo verschafften sich Zutritt zum Schloss, um Stefanie Gutmann zu verhören. Dabei blieben ihnen die anwesenden Kinder nicht verborgen. Sie sahen, dass Nina „anders“ war, außerdem galten die beiden Mädchen als jüdisch. Stefanie wurde die große Gefahr, die ihren Enkeltöchtern, besonders Nina, drohte, sofort bewusst. Auch die Kinderschwester Florette war den Behörden bereits aufgefallen, als sie sich bei einer Begegnung im Ort geweigert hatte, „Heil Hitler“ zu sagen. So trafen die Erwachsenen noch in derselben Nacht eine schwere Entscheidung: Die beiden Mädchen sollten begleitet von Florette unverzüglich aus Österreich flüchten. Noch in der Dunkel-



heit, um vier Uhr morgens, verließen die drei Schloss Würting. Vom nächstgelegenen Bahnhof nahmen sie einen Zug nach Attnang-Puchheim, um dort in einen Fernzug nach Zürich zu steigen. Sie wollten über die Schweiz, wo eine Schwester von Florette lebte, nach England ausreisen. Stefanie Gutmann hatte Florette die Pässe der Kinder, Geld und Kontaktadressen in England mit auf die Reise gegeben. Sie selbst plante, die Flucht zu einem späteren Zeitpunkt anzutreten – noch galt es, einige Vorkehrungen zu treffen. Wie gefährlich die Situation für Nina war, zeigte sich in der enormen Vorsicht, mit der sogar die Abreisedaten im Melderegister von Stefanie Gutmann verschleiert wurden: Die Abreise von Barbara und Florette ist für den 7. 5. 1938 vermerkt, Ninas Abreise wurde jedoch mit dem 14. 11. 1938 angegeben.

Die Zugfahrt dauerte lange, erst nach etwa neun Stunden erreichten Florette und die Mädchen die Grenzstation Buchs SG (Kanton St. Gallen). Dort mussten alle Passagiere aussteigen. Am Nebengleis

stand ein zweiter Zug bereit. Nach der Passkontrolle mussten alle, die nicht aus der „Ostmark“ ausreisen durften, in diesen Zug einsteigen. Als sich Florette mit den Mädchen für die Passkontrolle anstellte, wurde sie immer nervöser.¹² Sie erlebte, wie vor ihr etliche Menschen abgewiesen und in den wartenden Zug verfrachtet wurden und war zunehmend überzeugt, dass ihr und den Mädchen die Ausreise in die Schweiz nicht erlaubt werden würde. Sie bemühte sich, ihre Angst vor den Mädchen zu verbergen. Als sie endlich an der Reihe war, legte sie ihren Pass auf die Pässe der Mädchen und überreichte diese dem SS-Offizier. Dieser sah die kleine Reisegruppe genau an, blickte in den ersten Pass und stutzte: „Pirquet ist Ihr Name? Sind Sie mit Toni Pirquet verwandt?“ Florette antwortete verdutzt: „Ja, er ist mein älterer Bruder“, worauf der SS-Mann antwortete: „Und er ist mein Skikumpel!“¹³ Ohne ein weiteres Wort zu äußern und ohne die Kinder nochmals anzusehen, wies ihr der SS-Mann den Weg zum Zug nach Zürich.

Demeter/Medien & Bergmann

WIENER STÄDTISCHE
VIENNA INSURANCE GROUP

LEBE DAS LEBEN

Mit unserer Pensionsvorsorge

IHRE SORGEN MÖCHTEN WIR HABEN

In Zürich angekommen, verbrachten die drei eine Nacht bei Florettes Schwester und ihrer Familie.¹⁴ Am nächsten Tag fuhren sie weiter nach Calais, wo sie an Bord eines Schiffes über den Ärmelkanal nach Folkestone übersetzten. Laut Florettes „Registration Card“¹⁵ kamen sie am 10. Mai 1938 in England an.

Die Erleichterung muss sehr groß gewesen sein, als Florette und ihre Schützlinge englischen Boden betraten. Sie meinten, endlich in Sicherheit zu sein. Nun galt es die Kontaktadressen aufzusuchen, die

ihnen Stefanie mitgegeben hatte. Es waren Kontakte aus Adelskreisen, Personen, die sie von Einladungen und Jagdaufenthalten kannte. Was offensichtlich weder Stefanie noch Florette ahnten, war die Tatsache, dass es in England zu dieser Zeit in gewissen Kreisen Nazi-Sympathisanten, ja Faschisten gab. Aussagen von Florette viele Jahre später deuten darauf hin, dass der Erstkontakt in England ausgerechnet in diese faschistischen Kreise um Sir Oswald Mosley, Begründer der faschistischen Partei in England,¹⁶ führte.

England – Belgien – Frankreich – Belgien

Links unten: Nina beim Spielen im Park © Elizabeth Baum-Breuer

Rechts unten: Nina im Park von Schloss Württing © Elizabeth Baum-Breuer

Rechte Seite: Florette Pirquet mit Nina © Elizabeth Baum-Breuer

Wie und wo die beiden Mädchen unterkamen, ist leider nicht mehr zu rekonstruieren.¹⁷ Florette übergab sie an verlässliche Personen, möglicherweise hatte sie hier Hilfe aus ihrer eigenen Familie, denn ihr Schwager¹⁸ war bereits in England und hatte sehr gute Kontakte zu einer einflussreichen Quäker-Familie. Fest steht, dass Barbara und Nina mit Gustl Frank, dessen





Frau Hedwig und deren Kindern Wolfgang (Warren) und Johanna (Hansi) von April 1939 bis Mai 1940 in Brüssel (26, Boulevard du Regent) bei der Familie von Hedwigs Schwester Lotte Goldschmidt lebten. Als am 10. Mai 1940 Hitlers Truppen in Belgien einmarschierten, wurde Gustl Frank als Deutscher von der belgischen Polizei verhaftet und in ein Lager nach Frankreich gebracht. Alle anderen Familienmitglieder flohen separat nach Paris – Nina fuhr diesmal mit Hedwig –, wo sie alle wieder aufeinandertrafen, um dann gemeinsam nach Aix-en-Provence weiterzufahren.

Die Familie wollte gemeinsam in die USA emigrieren. Doch hier nahm Ninas Geschichte eine neue Wendung, denn sie bekam wegen ihrer Trisomie 21 keine Einreisebewilligung.¹⁹ Die Familie reiste daher ohne sie in die USA. Für Nina wurde eine weitere Rettungsaktion in die Wege geleitet. Der Schwager von Gustl, Alexis Goldschmidt,²⁰ war Rechtsanwalt in Brüssel und sein Vater Alfred Goldschmidt Ehrenpräsident des belgischen Roten Kreuzes, unter dessen Schutz Nina von Südfrankreich nach Belgien zurückgebracht wurde.

In der kleinen Stadt Marche-en-Famenne in der Provinz Luxembourg gelang es, ein Versteck für Nina zu finden. Eine ältere Dame mit ihren zwei Töchtern, Madame Alex Gilles, Witwe eines Richters, und Madeleine Gilles waren bereit Nina aufzunehmen und kümmerten sich viele Jahre rührend um sie.

Stefanie Gutmann war die Flucht nach Belgien glückt. Zuerst war sie in Brüssel versteckt, dann an einem anderen, nicht bekannten Ort auf einem Dachboden. Sie hatte im Dezember 1938 Schloss Württing und die angrenzenden Ländereien in einer Schenkung ihrem „arischen“ Schwiegersohn Emanuel Walderdorff überlassen. Doch bevor die Schenkung anerkannt und ins Grundbuch eingetragen werden konnte, übernahm der „Reichsgau Oberdonau“ das Schloss.²¹

Schlussendlich fand Stefanie Gutmann ebenfalls eine Unterkunft, möglicherweise sahen Enkelin und Großmutter einander von Zeit zu Zeit. Nach dem Krieg kehrte Stefanie Gutmann nach Salzburg zu ihrer Tochter Harriet und ihrem Schwiegersohn Emanuel

Ottenstein — HOTEL —

Seerestaurant
Bootsbetrieb



Peygarten Ottenstein 60, 3532 Rastenfeld
Tel +43 (0)2826 251, rezeption@hotelottenstein.at
www.hotelottenstein.at



Links oben: Florette, Barbara und Nina bei einer Bootsfahrt im Wassergraben von Schloss Württing © Elizabeth Baum-Breuer

Rechts oben: Nina, Florett und Barbara mit Hund im Wald © Elizabeth Baum-Breuer

Rechte Seite: Florette mit einer Kollegin als State Registered Nurse und Hebamme in London 1951 © Elizabeth Baum-Breuer



Walderdorff zurück, wo sie bis zu ihrem Tod im Jahr 1952 blieb. Die beiden führten in Salzburg das legendäre Hotel „Goldener Hirsch“ in der Getreidegasse 37. Stefanie hielt zeitlebens auch Kontakt zu Florette.

Nach dem Krieg

Nina blieb viele Jahre bei ihrer Pflegefamilie. Nach dem Krieg war es nicht mehr notwendig, sie zu verstecken, und im Freundeskreis der Schwestern war sie allseits geschätzt. Das Leben im beschaulichen Ört-

chen Marche-en-Famenne war ruhig und für Nina sehr angenehm. Ihr Stiefbruder Warren Furth, der aus den USA wieder nach Europa zurückgekehrt war, besuchte sie mit seiner Frau Margaretha regelmäßig, wenn sie auf der Durchreise von ihrem Wohnort Genf in Margaretha's Heimat Holland waren. Warren berichtete, dass Nina bei ihren Besuchen immer sehr herzlich war, sie wirkte glücklich, gut betreut und gepflegt²² und freute sich sehr über die Besuche. Manchmal führten Warren und seine Frau Nina in ein Restaurant aus.

Die finanziellen Agenden zur Gewährleistung der Betreuung von Nina wurden hauptsächlich von Hedwig Frank, ihrer Stiefmutter, abgewickelt. Als Hedwig älter wurde – sie starb 2008 hundertjährig – unterstützte sie ihr Sohn Warren bei dieser Aufgabe. Hedwig besuchte Nina öfters. Nach und nach wurden wertvolle Familienstücke²³ verkauft, um Ninas Betreuung zu ermöglichen.

Nina war in das soziale Umfeld der Schwestern Gilles eingebunden und Madeleine Gilles kümmerte sich bis an ihr Lebensende um sie. Als Madeleine starb,



wurde für sie ein Altersheim gesucht. In der Maison de Retraite Libert, Chaussee de Liege 31, fühlte sich Nina wohl, ein Freund der Schwestern, Philippe Peret, kümmerte sich um sie, besuchte sie öfters und vergewisserte sich, dass es ihr gut ging. Nina lebte fast weitere fünf Jahre und starb schließlich in ihrem achtzigsten Lebensjahr an einem Krebsleiden. Für einen Menschen mit Down-Syndrom ist es außergewöhnlich, ein so hohes Lebensalter zu erreichen.

Warren Furth beschreibt Ninas Leben in einfachen, berührenden Worten: *She was loved a lot throughout her life and she also gave a lot of love and affection herself.*

Nachwort der Autorin

Im Jahr 2004, als Florette, meine Mutter, in ihrem fünfundneunzigsten Lebensjahr war, äußerte sie den Wunsch, noch einmal in ihrem Leben nach Württing zu fahren. Sie war seit jener Nacht im Frühling 1938 nie wieder dort gewesen. Fast fünfzig Jahre hatte sie in England gelebt. Die ersten Jahre in der neuen Heimat

waren sehr schwer für sie gewesen. Nachdem sie die beiden Mädchen in Sicherheit gebracht hatte, wurde sie selbst für achtzehn Monate als „Enemy Alien“ in einem Lager auf der Isle of Man interniert. Als österreichische Nichtjüdin²⁴ galt sie zu Kriegsausbruch in England als verdächtig. Sie erlebte aber auch Hilfsbereitschaft. Eine Krankenschwester²⁵ im Internierungslager – mit der Florette dann eine lebenslange Freundschaft pflegte – setzte sich sehr für sie ein. So konnte sie ab Herbst 1941 ihre Ausbildung zur „State Registered Nurse“ (SRN) im Stroud General Hospital in der Grafschaft Gloucestershire und anschließend im Guy's Hospital und St. Thomas' Hospital in London absolvieren. Im Anschluss machte sie die Hebammenausbildung und war danach im berühmt-berüchtigten „East End of London“ Hebamme, ganz wie in den beliebten Büchern und der gleichnamigen Fernsehserie „Call the Midwife“.²⁶ Diese Arbeit machte sie sehr glücklich. 1951 heiratete sie Franz Breuer, ebenfalls ein Exilösterreicher,²⁷ und bekam mit 45 Jahren eine Tochter. 1987 kehrten Florette und Franz Breuer nach Österreich





Die Geschwister Pirquet (hinten stehend Toni und Florette) © Elizabeth Baum-Breuer

zurück, da sich ihre Tochter Elizabeth, ihr einziges Kind, in ihrer alten Heimat niedergelassen hatte.

Als meine Mutter und ich im Sommer 2004 nach Württing fuhren, hatten wir Schwierigkeiten, das Schloss zu finden. Es war völlig zugewachsen, nur da und dort ragte ein Türmchen zwischen den Büschen und Bäumen empor. Florette war schon schlecht zu Fuß, also konnten wir nicht durch das Dickicht kriechen, aber sie war trotzdem glücklich, dass wir gekommen waren und sie mir diesen besonderen Ort zeigen konnte. Sie sagte: *Eigentlich habe ich geglaubt, dass ich hier mit Frau von Gutmann und den Mädchen den Rest meines Lebens verbringen werde, aber es ist alles anders gekommen.*

Florette Pirquet Breuer starb kurz nach ihrem fünfundneunzigsten Geburtstag, etwa ein halbes Jahr nach unserem Besuch in Württing. Sie war eine mutige Frau, die bereit war, ihr eigenes Leben für das Leben der beiden Kinder in ihrer Obhut zu riskieren.

Die Möbel aus dem Schloss Württing, die Stefanie Gutmann liebevoll für sie zusammengestellt hatte, wurden ihr nach England nachgeschickt, sie begleiteten sie bei ihrer Rückkehr nach Österreich und erfreuten sie ihr ganzes Leben lang.

Anmerkungen

- 1 Auguste Nina Verena Frank, genannt Nina, geb. 18. 4. 1931 in Wien, gest. im März 2010.
- 2 Anna Christine Barbara, genannt Barbara, geb. 19. 8. 1927 in Wien, gest. 12. 11. 1993 in den USA. Barbara blieb nach der Flucht aus Europa in den USA. Sie war zweimal verheiratet. Ihre Tochter Jennifer Hinman lebt in Syracuse N.Y. und ihr Sohn Christopher J. Hillis in Delhi N.Y.
- 3 Karl „Gustl“ August Frank, 1904–1964.
- 4 Stefanie Gutmann, geb. Sobotka, in erster Ehe verheiratet mit John Quincy Adams, der auch der Vater von Gladys und Harriet war, in zweiter Ehe verheiratet mit Wilhelm Hermann Gutmann, geb. 8. 9. 1881 in Wien, gest. 21. 6. 1952 in Salzburg.
- 5 Flora Marie Agnes Friederike Freiin Pirquet von Cesenatico, genannt Florette, geb. 12. 12. 1909 in Hirschstetten bei Wien.
- 6 Clemens Pirquet von Cesenatico, von 1912 bis 1929 Vorstand der Universitäts-Kinderklinik in Wien.
- 7 Wilhelm Hermann Gutmann, genannt Willy, geb. 1889 in Baden bei Wien, gest. 1966 in Wien. Willy Gutmann war insgesamt fünf Mal verheiratet, hatte aber keine eigenen Kinder. Stefanie war seine zweite Frau; Schloss Württing hat er ihr geschenkt.

- 8 John Quincy Adams, österreichischer Maler, 1873–1933.
Zu Person und Werk siehe www.iiasa.ac.at/~gruebler/JQA/JQA.html (18. 3. 2019).
- 9 Brigitte Kepplinger, Gerhart Marckhgott, Hartmut Reese (Hg.), *Tötungsanstalt Hartheim*. 2. erw. Aufl. Linz 2008.
- 10 Hedwig Caroline Anna, geb. von Ferstel, in erster Ehe verheiratet mit Hans Johann Wolfgang Fürth.
- 11 Information von Johannes Walderdorff in einem Telefonat mit der Autorin am 25.1. 2019.
- 12 Mündliche Information von Florette Pirquet-Breuer im Jänner 1974.
- 13 Anton Silverio Peter Johannes Pirquet von Cesenatico, genannt Toni, war Mediziner und Chemiker sowie leidenschaftlicher Skifahrer. Nach dem Krieg war er praktischer Arzt in Prince George, British Columbia, Kanada.
- 14 Anna Maria, genannt Annamirl, und Ehemann Peter Bally, Sonnenbergstrasse, Zürich.
- 15 Eine Kopie der „Registration Card“ wurde von Florettes Neffen Anton Pinschhof 2015 an die Autorin geschickt.
- 16 British Union of Fascists (BUF), gegründet 1932.
- 17 Eine Anfrage an das International Tracing Service vom 5.2. 2019 brachte keine Ergebnisse.
- 18 Johanna Pinschhof, genannt Netti, geborene Pirquet von Cesenatico, war mit Eugen Pinschhof verheiratet und war mit ihren drei Kindern Anna, Maria und John 1940 nach England geflohen. Das vierte Kind, Anton genannt Toni, kam in England zur Welt.
- 19 Interview mit Christiane Henn, Nichte von Hedwig Frank, am 10.12. 2018.
- 20 Alexis Goldschmidt war der Ehemann von Lotte, der Schwester von Gustl Franks zweiter Ehefrau Hedwig.
- 21 Am 13. März 1952 wurde ihrem Rückstellungsantrag nur in einem schändlichen Vergleich (gegen Barzahlung einer beträchtlichen Summe an das Land Oberösterreich) stattgegeben. Siehe auch Reinhard Schotala, *Menschen auf Würtung, Familien – Schicksale – Zeitbezüge*. Offenhausen 2016. Das Schloss war zu diesem Zeitpunkt allerdings ausgeraubt und verwüstet. Stefanie verkauft es sofort und verstarb noch im selben Jahr.
- 22 Telefonat am 30.1. 2019 und anschließende Korrespondenz mit Warren Furth. Nina war an der Adresse Place aux Foires Nr. 7, Marche-en-Famenne ab 18.4. 1943 gemeldet. Bestätigung des Bürgermeisters vom 19.8. 1958; Information von Dr. Arnulf Grubler an die Autorin im Jänner 2019.
- 23 Rechtsanwalt Alexis Goldschmidt dokumentierte den Verkauf eines Werkes von John Quincy Adams aus der Sammlung Hedwig Frank (Portrait Madame de Portas) 1996 bei Sotheby's London. Der Erlös ging an Nina.
- 24 Florettes Großmutter Flora Pereira-Arnstein, verehelichte Pirquet, war allerdings Jüdin gewesen.
- 25 Phillipa Bean, *State Registered Nurse*.
- 26 Jennifer Worth, *Call the Midwife*. London 2002.
- 27 Dr. Franz Stefan Breuer, Hochzeit am 8.9. 1951 in Kensington, London W. 11.

QUERDENKER GESUCHT!

STUDIERE AN DER NEW DESIGN UNIVERSITY

**GRAFIKDESIGN, INNENARCHITEKTUR, PRODUKTDISIGN,
EVENT ENGINEERING, MANAGEMENT BY DESIGN
UND VIELES MEHR**

JETZT ANMELDEN: WWW.NDU.AC.AT



**NEW DESIGN
UNIVERSITY**
PRIVATUNIVERSITÄT ST. PÖLLEN



Die New Design University
ist die Privatuniversität der
Wirtschaftskammer NÖ und
ihres WiFi

Inhalt

Sabine Hödl	Editorial	1
Philipp Mettauer	Ärzte als Täter. Mauer-Öhling im Nationalsozialismus	2
Christoph Schneider	Leben in der Tötungsanstalt	12
Florian Schwanninger	Alles Schweigen? Der Umgang mit den Opfern der NS-Euthanasie zwischen Stigmatisierung, Verdrängung und Aufarbeitung	22
Wolfgang Gasser	„Geschlossene“ Anstalt? Ein Schulprojekt zur Geschichte der „Heil- und Pflegeanstalt“ Mauer-Öhling in der NS-Zeit und im kollektiven Gedächtnis	32
Christoph Lind	Das Wiener Rothschild-Spital und seine psychiatrische Ambulanz	42
Claudia Spring	Erbitterter Widerstand gegen die Zwangssterilisation: Elisabeth S. und ihre Erfahrungen mit der NS-Bürokratie	52
Robert Parzer	Moszek Checinski. Ein Opfer der Patientenmorde im besetzten Polen	60
Martha Keil	„Mit ohne Juden“ Bucklige Welt und Wechslland	69
Elizabeth Baum-Breuer	Eine schwere Entscheidung mitten in der Nacht	70

Impressum: Juden in Mitteleuropa. Erscheint jährlich. Zweck: Information über jüdische Geschichte und Kultur. Medieninhaber, Herausgeber und Verleger: Institut für jüdische Geschichte Österreichs, Dr. Karl Renner-Promenade 22, A-3100 St. Pölten, Tel.: +43 2742 77171-0, Fax: DW-15, office@injoest.ac.at, www.injoest.ac.at. Chefredaktion und PR-Verwaltung: Dr. Sabine Hödl. Design: www.renate-stockreiter.com. Lithografie: pixelstorm. Druck: Medienfabrik Graz

© Institut für jüdische Geschichte Österreichs. Alle Rechte vorbehalten. Trotz intensiver Bemühungen ist es uns nicht in allen Fällen gelungen, die Inhaber der Bildrechte ausfindig zu machen. Bitte wenden Sie sich zwecks Abgeltung allfälliger Ansprüche an das Institut für jüdische Geschichte Österreichs.

Wir danken dem Bundeskanzleramt, der Wirtschaftskammer Österreich, der Erzdiözese Wien und der Mondi Neusiedler GmbH für die Unterstützung der Zeitschrift.